



Nr. 36.

XV. Jahrgang, II. Band.

1896-97.

## Die Arbeiter und die Dreiklassenwahl.

♣ Berlin, 26. Mai 1897.

Die Novelle zum preussischen Vereinsgesetz hat in der sozialdemokratischen Presse von Neuem die Frage angeregt, ob sich die Arbeiter nicht an der Dreiklassenwahl beteiligen müßten. Namentlich die „Sächsische Arbeiterzeitung“ ist mit Eifer und Geschick für die Bejahung dieser Frage eingetreten. Was uns anbetrifft, so stehen wir noch auf demselben Standpunkt, den wir vor vier Jahren an dieser Stelle vertreten haben, nämlich daß die Beteiligung der sozialdemokratischen Wähler an jenen Wahlen eine in vielem Betracht zu wünschende, auch prinzipiell nicht zu verwerfende, aber praktisch undurchführbare Sache sei. Jedoch geben wir bereitwillig zu, daß der Versuch, den die preussische Regierung mit der Novelle zum Vereinsgesetz macht, eine neue Prüfung der Streitfrage unbedingt erheischt. Darüber wird in der Partei keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß wenn die gemeingefährliche Herrschaft der Junker durch die Beteiligung der Arbeiter an den preussischen Landtagswahlen erschüttert werden kann, die Erreichung dieses Zieles aufs Innigste zu wünschen ist. Fassen wir also einmal die Sache vom rein praktischen Standpunkt ins Auge und prüfen wir die Lage, die sich ergeben würde, wenn sich die sozialdemokratischen Urwähler an den preussischen Landtagswahlen beteiligten.<sup>1</sup>

Bei der früheren Diskussion über dies Thema ist ein Gesichtspunkt, der gerade für die Arbeiter von der äußersten Wichtigkeit ist, fast gar nicht beachtet worden; nur Schippel hat ihn gelegentlich gestreift. Neben ihren anderen edlen Zwecken hatte die Dreiklassenwahl auch den Zweck, den Wählern — namentlich den Wählern dritter Klasse — das Wählen möglichst zu vereiteln. Die Wahlprozedur ist so umständlich eingerichtet, daß jeder Urwähler drei bis vier Stunden opfern muß, wenn er sein Wahlrecht ernsthaft, d. h. so ausüben will, daß er

<sup>1</sup> Die obenstehenden Ausführungen waren bereits im Wesentlichen niedergeschrieben, als ich aus dem letzten Hefte der „Neuen Zeit“ erlah, daß die Redaktion, die sich bei dem früheren Streite neutral verhalten hatte, jetzt den Standpunkt der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ vertritt. Wenn ich gleichwohl meinen Artikel nicht kassire, so aus dem Grunde, weil er sich mit Kautskys Ausführungen nur mittelbar berührt und vorwiegend solche Gesichtspunkte entwickelt, die auch dann diskutirt werden müßten, wenn der nächste Parteitag in Kautskys Sinne beschlösse.

F. W.

sich auch an einer etwaigen engeren Wahl beteiligt, in welchem Falle sich die Wahlzeit noch beträchtlich verlängert. Dies ist der wesentlichste Grund, weshalb die Beteiligung bei der Dreiklassenwahl stets so gering und in der dritten Klasse immer so viel geringer war, als in der ersten und zweiten. Als am 17. Juli 1849 zum ersten Male nach dem Dreiklassensystem gewählt wurde, stimmten in der ersten Klasse 55,4, in der zweiten Klasse 44,7 und in der dritten Klasse 28,6 Prozent der Wahlberechtigten. Damals jubelte die bürgerliche Demokratie über diese „Minoritätswahlen“; sie meinte, mehr als zwei Drittel des „eigentlichen Volkes“ hätten ihrer Parole der Wahlenthaltung gehorcht und ständen also hinter ihr. Jedoch als sie sich später eines Besseren befaßte, als sie mit allem Hochdruck die Wahlagitation betrieb und wirklich eine in ihrer Art lebhafteste Bewegung durch die Massen ging, hat sie, mit einer einzigen Ausnahme, nie auch nur die Ziffern von 1849 erreicht. Diese Ausnahme waren die Wahlen von 1862, im Beginn des Konflikts, bei denen in der ersten Klasse 61,0, in der zweiten 48,0, in der dritten 30,5 Prozent der Wahlberechtigten stimmten. Pflegt aber jetzt schon, bei der verhältnismäßig geringen Beteiligung der Urwähler, die Wahlhandlung in der dritten Klasse drei bis vier Stunden zu beanspruchen, so würde sie sich bei einer Massenbeteiligung der Arbeiter außerordentlich verlängern, theils wegen der größeren Anzahl von Stimmen, die protokolliert werden müßten, theils auch weil viel häufiger engere Wahlen stattfinden würden. Die Massenbeteiligung der Arbeiter setzt voraus, daß jeder Arbeiter einen Arbeitstag opfert.

Nun kann man gewiß sagen, daß jeder Klassenbewußte Arbeiter alle fünf Jahre einmal gern einen Arbeitstag opfert, wenn er dadurch sein Klasseninteresse wirksam vertritt. Es kommt aber noch ein Anderes hinzu. Kein Gesetz verpflichtet den Unternehmer, den Arbeitern den Wahltag freizugeben. Da die Arbeiter sich bisher an den Landtagswahlen nicht beteiligt haben, so ist noch nie ein Streit darüber entbrannt, ob die Arbeit in den Fabriken und Werkstätten am Tage der Urwahlen ruhen soll. Aber er würde sofort in der einen oder anderen Form entbrennen, wenn die Arbeitermassen eine selbständige Massenaktion an die Landtagswahlen knüpfen würden. Auch dies ist kein unbedingtes Hinderniß ihrer Beteiligung an den Landtagswahlen, aber wohl ist es eine Frage, die erwogen sein will, wenn man die Vor- und Nachteile abmisst, die aus einer Beteiligung der Arbeiter an den Landtagswahlen hervorgehen können, wenn man prüfen will, ob der mögliche Gewinn auch des möglichen Einsatzes werth ist.

Bei dem möglichen Gewinne kann es sich um zweierlei handeln. Entweder geht die sozialdemokratische Aktion darauf hinaus, Vertreter des Klassenbewußten Proletariats ins Abgeordnetenhaus zu bringen oder aber sie begnügt sich, möglichst viel Freisinnige als das kleinere Uebel gegenüber den Junkern durchzusetzen. Man könnte nun sagen, das Eine thun und das Andere nicht lassen, und so ungefähr argumentirt die „Sächsische Arbeiterzeitung“. Sie sagt, es wäre eine „Taktik der Halbheit“, sich nur auf die Stärkung des kleineren Übels zu beschränken. Weshalb solle man die Freisinnigen nicht zwingen, der Sozialdemokratie einige Siege abzugeben? Als der Kölnner Parteitag die Nichtbeteiligung der Sozialdemokratie an den preussischen Landtagswahlen beschloß, habe, sei er fest überzeugt gewesen, daß die Bürgerlichen bei den Landtagswahlen auf keinen Fall für sozialdemokratische Kandidaten stimmen würden. „Jetzt aber werden wir nicht nur von den bürgerlichen Parteien, sondern von der gesammten bürgerlichen Öffentlichkeit förmlich bedrängt, an den Wahlen theilzunehmen, man schlägt uns Wahlbündnisse vor und ist zu weiten Zugeständnissen bereit.“ Würden die „Sächsische Arbeiterzeitung“ fragen, wer denn dieser „man“ sei?

Wir haben in diesem Punkte nur ganz unverbindliche Nebenarten gehört und gelesen. Doch lassen wir das und nehmen wir einstweilen an, die freisinnige Partei sei wirklich das, was sie zwar nicht ist, aber was sie sein könnte und sein sollte: eine bürgerlich liberale Partei, die in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse bei den nächsten Landtagswahlen mit den Arbeitern gegenüber den Junkern Hand in Hand gehen und den Arbeitern an dem gemeinsamen Erfolge einen ehrlich bemessenen Antheil geben will. Wie stellen sich dann die Sachen?

Zunächst wird die freisinnige Partei erklären, und sie wäre thöricht, wenn sie anders handelte: wir haben im preussischen Landtag zwar wenig, aber doch etwas, ihr dagegen habt noch nichts, also zeigt einmal erst, was ihr könnt, und wenn ihr uns wirksamen Sufkurs zu leisten vermögt, so wollen wir weiter sehen. Mit anderen Worten, die Entscheidung über etwaige Kompromisse könnte erst nach Beendigung der Urwahlen, erst im Wahlmannskörper erfolgen. Hier aber hat der Freisinn die Trümmer in der Hand; nicht die Sozialdemokratie legt ihm „Daumschrauben“ an, sondern er der Sozialdemokratie. Bei der Diskussion vor vier Jahren hat man gefragt: Sollen wir die Freisinnigen damit fürre machen, daß wir drohen, für die Konservativen zu stimmen? Und darauf ist geantwortet worden: Keineswegs, sondern wir ziehen uns, wenn die Freisinnigen unvernünftig sind, auf unseren alten Standpunkt der Wahlenthaltung zurück, für die Freisinnigen handelt es sich einfach darum, ob sie mit uns siegen oder ohne uns durchfallen wollen. Diese Antwort war soweit ganz gut, sie irrte nur in dem einzigen kleinen Wörtchen „alt“. Nämlich der Standpunkt der Wahlenthaltung, den die Sozialdemokratie heute einnimmt, und der Standpunkt der Wahlenthaltung, den sie in dem vorausgesetzten Falle einnehmen würde, sind nicht dieselben, sondern völlig verschiedene Standpunkte. Heute theilhaftig sich die Sozialdemokratie nicht an den preussischen Landtagswahlen, obgleich sie weiß und auch beklagt, daß sie dadurch den Junkern mittelbar ein gewisses Liebergewicht über die Freisinnigen giebt; sie hält nur diesen Schaden nicht für so groß, als den Schaden, den sie sich selbst durch eine Theilnehmung an den Wahlen zufügen würde. Findet sie nun aber, daß dieser Schaden doch von jenem Schaden überwogen wird und greift sie deshalb in die Landtagswahlen ein, so kann sie nachher nicht umschwanken, wenn ihr selbst dabei ein Fraktionsvorteil entgeht. Die Freisinnigen werden ihr kurzweg sagen: Ihr seid uns nicht um unserer schönen Augen willen zu Hilfe gekommen, ihr kamt aus Haß der Junker und nicht um unseren Dank, wählt ihr unseren Kandidaten, so ist euer Zweck vollkommen erreicht, und wir haben durchaus keinen Anlaß, euch Mandate abzutreten; wollt ihr euch aber für unser ganz berechtigtes Widerstreben dadurch rächen, daß ihr durch Wahlenthaltung den Junkern zum Siege verhelft, nun, so vereitelt ihr selbst den Zweck, um dessentwillen ihr die Arbeiter in die Beschwerden und Gefahren der Wahlschlacht getrieben habt, und macht alles andere, nur keine ehrliche und konsequente Politik. Das sind die „Daumschrauben“, welche die Freisinnigen für die sozialdemokratischen Wahlmänner bereit halten. Um ihrer selbst und um ihrer Sache willen müssen diese Wahlmänner für die freisinnigen Kandidaten stimmen, und das wissen die Freisinnigen sehr gut. Es handelt sich hier um ein Entweder Oder. Entweder Wahlenthaltung oder Wahlbetheiligung, aber umschichtig das eine und das andere, das ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Sodoch wir haben unterstellt, daß die Freisinnigen bereit sein würden, ihren sozialdemokratischen Helfern einen ehrlich bemessenen Antheil an dem Erfolge zu gewähren. Wie denkt man sich nun in diesem Falle die Sache? Als eine Vertheilung der eroberten Sitze, die zwischen Parteileitung und Parteileitung

beschlossen wird? Gesezt, die freisinnige Partei ginge darauf ein, so würde sie erklären, was von ihrem Standpunkte aus auch ganz berechtigt wäre: Zunächst gehören uns alle Wahlkreise, in denen die freisinnigen Wahlmänner stärker sind, als die sozialdemokratischen; in diesen Wahlkreisen habt ihr eure Leute anzuweisen, für unseren Kandidaten zu stimmen; dafür wollen wir unsere Leute anweisen, für eure Kandidaten zu stimmen, wo die sozialdemokratischen Wahlmänner stärker sind, als die freisinnigen. Dann würden die sozialdemokratischen Wahlmänner der Parole ihrer Parteileitung folgen, aber die freisinnigen Wahlmänner keineswegs der Parole der ihrigen, wie ehrlich sie immer gemeint und wie scharf sie eingeprägt sein mag. In Ostelbien, wo das Junkerthum seine Hauptstütze hat, giebt kein Wähler erster oder zweiter Klasse seine protokollierte Stimme unter den Augen des Landraths, der als Wahlkommissar zu fungiren pflegt, für einen sozialdemokratischen Kandidaten ab. Wer das für möglich hält, der kennt die Verhältnisse nicht. Es ist einfach unmöglich. Die Einen fürchten die gesellschaftliche Verwöhnung, die Anderen die geschäftlichen Nachteile. Etwas günstiger mögen die Dinge in einzelnen großen Städten liegen, aber in ihnen werden gemeiniglich die freisinnigen Wahlmänner von vornherein stärker sein, als die sozialdemokratischen. In Wahlkreisen, wo das Bürgerthum zwischen Junkerthum und Proletariat eingekleidet ist, wird es sich nie auf die Seite des Proletariats als des kleineren Uebels stellen. Das hat es seit dreißig Jahren nicht einmal bei der geheimen Reichstagswahl gethan, und um so weniger wird es bei der öffentlichen Landtagswahl sich zu einem, für seine Verhältnisse so helbenhaften Entschlusse aufschwingen. Für den deutschen Bürgermann ist es unter den sozialen Zuständen, in denen die Wähler erster und zweiter Klasse in Ostelbien leben, schon alles Mögliche, wenn er sich öffentlich zu freisinnigen Ansichten bekennt. Weiter langt's aber nicht, auch nicht, wenn die freisinnige Parteileitung die Stimmabgabe für die sozialdemokratischen Kandidaten anrathen sollte. Die sozialdemokratischen Wähler stehen dann wieder vor der Wahl, entweder durch ihre Stimmenthaltung den Junkern zum Siege zu verhelfen oder die gehorsamen Schlepenträger der freisinnigen Wahlmänner zu werden. Und ganz genau ebenso würden die Dinge verlaufen, wenn die freisinnige Parteileitung sich überhaupt nicht dazu herbeilasse, einen formellen Kompromiß mit der sozialdemokratischen Parteileitung abzuschließen, wie sie es beiläufig nach aller Wahrscheinlichkeit in der That nicht thun würde. Denn die Voraussetzung, die wir gemacht haben, um den Fall möglichst klar nach seinen denkbar günstigsten Voraussetzungen darzustellen, die Voraussetzung, daß die freisinnige Partei eine vom bürgerlichen Standpunkt logisch denkende und handelnde Partei sei, trifft in Wirklichkeit bekanntlich nicht zu.

Nach alledem sind wir umgekehrt wie die „Sächsische Arbeiterzeitung“ der Ansicht, daß es eine „Taktik der Halbheit“ sein würde, einer etwaigen Betheiligung der Arbeiter an den preußischen Landtagswahlen nebenbei das Ziel zu stecken, sozialdemokratische Abgeordnete in den Landtag zu schicken. Es mag nicht unbedingt unmöglich sein, in dieser oder jener großen Stadt je nach der Günstigkeit der Umstände ein sozialdemokratisches Landtagsmandat zu erobern, was dann mit Freuden mitzunehmen sein würde. Aber eine Massenaktion ist unseres Erachtens unmöglich mit einem Ziel, dessen Erreichung nicht von ihrer eigenen Kraft, sondern von allerlei unberechenbaren Möglichkeiten abhängt. Wenn eine Massenbetheiligung der Arbeiter an den preußischen Landtagswahlen beschloffen werden sollte, so müßte von vornherein erklärt werden, daß es sich nur darum handelt, die Junker an der Alleinherrschaft über den Landtag zu hindern. Wie dies der

wirkliche Beweggrund sein würde, die ein Abweichen von der bisherigen Praxis veranlassen könnte, so müßte er auch offen ausgesprochen werden. Die Arbeiter, die zu ihren schweren Lasten noch eine neue schwere Last auf sich nehmen sollen, würden dadurch vor allen Illusionen bewahrt, die nach Lage der Dinge in um so peinlichere Enttäuschungen auslaufen müßten, sie würden namentlich auch vor jeder demüthigenden Stellung gegenüber den Fortschrittlern bewahrt, die im anderen Falle unausbleiblich sein würde. Wird ein- für allemal erklärt, daß die Arbeiter für die Freisinnigen nur eintreten, weil diese sich selbst nicht mehr gegen die Junker schützen können, so sind die Freisinnigen die Gedemüthigten und können den Arbeitern überhaupt keine Rollen spielen.

Ob sich auf einer so engen und nüchtern abgegrenzten Basis eine wirksame Massenagitation erzielen läßt, ob bejahenden Falls die sozialdemokratischen Unwähler bei der Dreiklassenwahl die freisinnige Partei überhaupt so stärken könnten, daß die Herrschaft der Junker im Abgeordnetenhaus gebrochen würde, das und anderes mehr sind Fragen, die einer besonderen Untersuchung bedürfen. Davon stimmen wir der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ durchaus bei, daß es höchst wünschenswerth wäre, wenn sich der nächste Parteitag mit der Frage beschäftigte. Sie bedarf nach den verschiedensten Seiten hin der kaltblütigsten Ueberlegung, und bis zu den nächsten Landtagswahlen ist ja glücklicher Weise noch Zeit genug, sie reiflich zu durchdenken.

## Der Verfall des Schreinerhandwerks.

Von Rich. Calwer.

Nur schwer entschließen sich bürgerliche Nationalökonomien zur Anerkennung des Untergangs der handwerksmäßigen Betriebsform. Sie geben heute zwar zu, daß die Ueberlegenheit der Fabriken dort, wo der Massenverbrauch entscheidend mitpricht, eine ausgemachte sei, ja einzelne, wie der selbige Moscher, gehen noch etwas weiter und lassen das Handwerk überall dort unterlegen, wo die Fabrik überhaupt mit ihm in Konkurrenz tritt; alle aber ziehen den Kreis dieser Gewerbe, wo Massenverbrauch maßgebend ist und in welchen die Fabrik den Wettbewerb aufnimmt, so eng wie möglich, um dem Handwerk noch ein großes Bethätigungsgebiet als Domäne zu überweisen. Drei oder vier Schranken werden dem Großbetrieb gezogen, die ihm ein Eindringen in eine große Zahl von Gewerben unmöglich machen sollen. So wird für verschiedene Gewerbe dem Handwerk die eine Konkurrenz seitens fabrikmäßiger Großbetriebe ausschließende Befriedigung des lokalen Bedarfs vindiziert.

Sinzheimer definiert diesen als die Gesamtheit des Bedarfs an solchen Gütern, bei denen der Ort der Produktion nothwendig in der Nähe des Konsumtionsortes liegen muß, als die Gesamtheit des Bedarfs an solchen Gütern, die rasch verderben oder unbeweglich sind. Zum lokalen Bedarf gehören noch solche Güter, die das Publikum aus Bequemlichkeitsrückichten nur in unmittelbarer Nähe einkaufen will. Zu diesen Gewerben gehören die verschiedenen, handwerksmäßig betriebenen Zweige der Nahrungsmittelindustrie und in gewissem Sinne das Baugewerbe, ferner die Gewerbe der Maler, Barbiers, Friseur, Glaser, Korbflechter u. s. w.

Neben diesen Gewerben, die den lokalen Bedarf befriedigen, giebt es eine zweite Gruppe, die ihre Produkte den individuellen Bedürfnissen und Wünschen der Konsumenten anpassen muß. Dieser Aufgabe sei die nach Schablonen nur

en masse arbeitende Großindustrie nicht gewachsen und daher bleibe hier die handwerksmäßige Betriebsform unbeanstandet in Kraft. Zu dieser Gruppe rechnet man die Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, Drechslerei, die Gewerbe der Schlosser, Sattler und andere.

Als drittes Gebiet wird dem Handwerk zugewiesen die Herstellung von solchen Gütern, die nicht nur praktische, sondern auch ästhetische Bedürfnisse befriedigen sollen, die nicht nur zweckmäßig, sondern auch in Form und Farbe schön sein sollen; dahin gehört das Kunsthandwerk, das besonders in der Tischlerei und den verwandten Holzindustrien, ferner in der Töpferei, unter den Schlossern, Schmieden, Kupferschmieden und im Lebergewerbe sich besonders stark zu entwickeln suchte. Gerade die kunstgewerbliche Produktion wurde bis jetzt als ausschließliche Domäne des Handwerks angesehen. Wenn auch die Neuzeit wunderbare Maschinen kennen gelernt habe, und es fast den Anschein gewinnen könne, als sei die menschliche Arbeitskraft und Handtierung in kommenden Jahrhunderten lediglich für den Posten einer bescheidenen Dienerin der Mechanik bestimmt, so gebe es doch gerade hier ein Gebiet, in das die seelenlose Maschine wohl niemals vollständig eindringen könne. Das Gebiet des Kunstgewerbes sei ihr zu einem großen Theile verschlossen. Die höhere Würde der Idee triumphire hier gegenüber dem rein Maschinellen des Fabrikbetriebs.

Endlich aber wird aus der Nothwendigkeit der Reparaturarbeit gefolgert, daß ein Stamm Reparaturhandwerker, namentlich in der Tischlerei, in der Zimmerei und der Böttcherei immer vorhanden sein und bleiben müsse, denn Reparaturen durch Maschinenarbeit auszuführen, sei eine technische Unmöglichkeit.

Angenommen, die vier nunmehr aufgeführten Gebiete, in denen das Handwerk ausschließlich herrschen soll, seien wirklich dem Großbetrieb unzugänglich, so würde dies in noch ganz besonderem Maße von jenem Gewerbe gelten, das sowohl lokal wie individuell, sowohl Kunst- als auch Reparaturhandwerk ist, und dieses Gewerbe ist das Tischler- oder Schreinerhandwerk. Wenn eines, so müßte also dieses der Konkurrenz der Großbetriebsform widerstehen. Und doch lehren die tatsächlichen Verhältnisse uns ganz anderes. Trotzdem es anscheinend von allen Schranken, die das Handwerk vom Großbetrieb trennt, umzogen ist, werden wir sehen, daß auch in ihm der Großbetrieb von allen möglichen Seiten her sich Eintritt verschafft, mit dem eigentlichen Handwerk aufgeräumt, ihm ein Gebiet seiner Thätigkeit nach dem anderen entrissen und es in einen bescheidenen Winkel zurückgedrängt hat, wo es ein kümmerliches Dasein fristet.<sup>1</sup>

Auch im Schreinerhandwerk war es der technische Fortschritt, der seine Revolution vorbereitete und erweiterte. Der Arbeitsprozeß wurde durch Einführung der Maschinen gänzlich verändert. Es ist ein langsamer Prozeß, der für die Hauptverrichtungen des Schreiners, wie Sägen, Hobeln, Fräsen, Stemmen, Bohren, Drehen und Schnitzen, die Maschinenarbeit in Anwendung brachte. Während Sägemühlen schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bestanden, wurde erst 1776 die Hobelmaschine konstruirt. An sie schloß sich alsdann die reiche Entwicklung der Holzbearbeitungsmaschinen an, die für alle möglichen Spezialzwecke heute gebaut werden, sich aber sämmtlich auf etwa fünf Grundtypen zurückführen lassen: auf die Säge-, Hobel-, Fräs-, Bohr- und Stemmmaschine. Aber damit sind noch nicht sämmtliche technische Fortschritte innerhalb des Schreiner-

<sup>1</sup> Ein Bild von der augenblicklichen Lage des Schreinergerwerbes giebt uns das eben erschienene 21. Stück der Münchener volkswirtschaftlichen Studien von Dr. Fritz Thurneysen über das Münchener Schreinergererbe, der wir in erster Linie bei unseren Darlegungen folgen.

gewerbes erschöpft. Einmal werden künstliche Trockenkammern angelegt, in denen das Holz rasch getrocknet und gebrauchsfähig gemacht wird. Es wurde das sogenannte Thonet'sche Biegeverfahren erfunden, mittelst dessen in der Stuhlfabrikation frisches, junges Holz in die gewünschte Form gebracht wird. Es wurde die Schleifmaschine konstruirt, die bei den Polirarbeiten eine wesentliche Rolle spielt, und endlich noch die Stulpturmaschine, die die Hand des Schnitzers und Bildhauers bis zu einem hohen Grade zu ersetzen vermag.

Diese technischen Fortschritte waren es, die im Schreinergerwerbe eine ganz eigenthümliche Entwicklung hervorriefen. Während in anderen Gewerben die Entwicklung zum Großbetrieb so erfolgt, daß der Großbetrieb das gleich weit abgegrenzte Produktionsfeld mit dem Handwerksbetrieb gemein hat, nur daß jener billiger und en masse produziert, dieser theuer und nach dem Bedarf seiner lokal abgegrenzten Kundschaft, geht der Prozeß im Tischlergerwerbe einen ganz anderen Gang. Es bilden sich zunächst keine Großtischlereien, die sämtliche Arbeiten des Handwerkers, aber mit Maschinenarbeit herstellen, und denen dann die Handwerker als Berufstiger reiner Handarbeit gegenüberstehen; vielmehr machte sich die veränderte Technik in der Weise bemerkbar, daß sich eine ganz neue Industrie abzweigt, die nur die Halbfabrikate mit der Maschine herstellt. Es entstanden Sägewerke, die das Holz in Bretter und Bohlen zerlegten, Hobelwerke, die die rohe Schnittwaare weiter verarbeiteten, Kehlleistenfabriken, die Kehlleisten in Hunderten von Mustern herstellten, Fournirfabriken, die dem Schreiner Fournire in allen Stärken lieferten. Durch diese neue Industrie wurde der Arbeitsprozeß des Tischlers wesentlich vereinfacht, zu gleicher Zeit aber arg beschränkt. Denn alle Arbeit, die bisher auf die handwerksmäßige Herstellung der Halbfabrikate verwandt wurde, war der Tischlerei nunmehr abgenommen. Die neuen Spezialmaschinen gestatteten auch für manche Schreinerarbeit sehr bald eine Massenproduktion und schufen daher für diese besonderen Artikel Großbetriebe, die wiederum dem Schreinerhandwerk das Gebiet seiner Produktion wesentlich verengerten. Hierher gehört die Parkettfabrikation, in der die Maschine alles bedeutet und darum der Großbetrieb vorherrscht. Das Rohmaterial wird aus Ungarn, Galizien und Slavonien bezogen. Nachdem es in Trockenräumen getrocknet ist, wird es über die verschiedenen Maschinen hinweggeführt. Die Hand hat keine andere Aufgabe, als die Maschine zu bedienen, die Arbeitsstücke von einer Maschine zur anderen zu bringen und zu sortiren. Die Arbeiter an der Maschine brauchen nicht einmal Schreiner zu sein.

Auch die Herstellung von Kisten erfolgt in der Regel nicht mehr durch Handwerker, sondern in der Kistenfabrik, wo mittels Maschinenarbeit ebenso wie in der Parkettfabrikation die Kiste von A bis Z hergestellt wird. Sogar die Verbindung der Bretter miteinander durch Zinken wird durch eine Spezialmaschine, die Zinkenfräsmaschine, besorgt. Ebenso erfolgt die Herstellung von Rahmen großbetriebsmäßig, ohne daß der Handwerker noch versuchte, hier der Maschinenarbeit Konkurrenz machen zu wollen. Neueren Datums ist die fabrikmäßige Herstellung von Fenstern und Thüren, wie sie London schon seit Jahrzehnten kennt. In dortigen Baugewerbe gelangen Fensterrahmen zur Verwendung, die aus Skandinavien eingeführt und dort in fabrikmäßigen Großbetrieben hergestellt werden. Auch in Deutschland ist der Import von Thüren und Fenstern aus schwedischen Spezialfabriken keine Seltenheit mehr. So ist uns aus der Stadt Hannover bekannt, daß mancher Bauunternehmer Thüren und Fenster von dort bezieht. Aber auch in Deutschland haben sich nunmehr ähnliche Großbetriebe gebildet. Eine der größten Fabriken dieser Art findet sich in Ludwigshafen. Au

ihrer Spitze steht ein polytechnisch gebildeter Direktor, dem zwei andere Techniker assistiren. Die Fabrik beschäftigte 1893 etwa 150 Arbeiter. 26 verschiedenartige Arbeitsmaschinen waren dort in Thätigkeit, und sie wurden durch eine Dampfmaschine von 100 Pferdekraften betrieben. Im Jahre werden leicht 12000 Fenster hergestellt; in vier Tagen vermag das Etablissement rund 200 Fenster fertig zu machen. Unter diesen großindustriellen Abzweigungen vom Schreinergerwerbe sind endlich auch noch die Stuhlfabriken zu nennen. Der gewöhnliche Schreiner macht heute nur noch wenig Stühle, in der Regel ganz feine; was abwärts davon liegt, die große Menge der besseren, mittleren und geringeren Sorten ist Domäne des fabrikmäßigen Großbetriebs: hier entscheidet die spezialisirte Massenherstellung.

Alle die genannten Spezialindustrien haben das ursprüngliche Thätigkeitsgebiet des Schreinerhandwerks wesentlich eingeengt, sowohl die Bau- wie die Möbelschreinererei, in welche zwei Hauptarten wir das ganze Gewerbe am besten einteilen können. Aber damit sind die erfolgreichen Angriffe der Großindustrie auf das Tischlerhandwerk noch nicht erschöpft. Der Bauschreinerer erfolgt von einer Seite Abbruch, die zunächst gar nichts mit der Schreinererei zu thun hat: von Seiten der großen Bauunternehmung. Letztere ist heutzutage eine organische Kombination von Arbeitern verschiedener Berufe zur raschen Herstellung von Bauten; in solchen kombinierten Betrieben befinden sich je nach Bedarf Maurer-, Zimmer-, Glaser-, Schreiner-, Schlossergesellen auf Rechnung des Unternehmers direkt beschäftigt. Der selbständige Handwerker fällt fort; aus den Gesellen des Handwerksmeisters sind Arbeiter des kombinierten Großbetriebs geworden. Thurneysen giebt eine anschauliche Schilderung einer solchen kombinierten Großunternehmung. Sie umspannt alle einschlägigen Gewerbe und beschäftigt zu Zeiten über tausend Arbeiter. Der Inhaber ist ein gesuchter Architekt, in dessen Bureau zwölf Zeichner arbeiten. Er baut sowohl für fremde wie als Bauunternehmer für eigene Rechnung. Eine zum Geschäft gehörige Ziegelei liefert die Bausteine. Ein gewaltiger Holzvorrath deckt neben anderem Material den großen Lagerplatz, dessen Bestände durchschnittlich die Höhe von 200000 Mark erreichen. Hier arbeiten über hundert Personen: Steinmeger, der größere Theil Zimmerleute und etwa dreißig Schreiner; letztere Zahl mag vielleicht niedrig erscheinen, aber in der Bauschreinererei vermögen dreißig Mann viel, zumal wenn sie von Maschinen unterstützt sind. Zwei Gattersägen beschneiden das Holz, das direkt im Walde eingekauft wird, zu Balken, Brettern und Bohlen. Das Holz, das für die Schreinererei bestimmt ist, nimmt dagegen seinen Weg über die verschiedenen Maschinen: Kreissäge, Abrichtmaschine, Hobelmaschine, Viertelantmaschine, Bandsäge, Stem- und Bohrmaschine, Fräsmaschine. Für den Treppenbau besteht eine besondere Werkstatt mit drei Arbeitern. Für Drechslerarbeiten hat man seine Leute auswärts, während Bildhauer je nach Bedarf eingestellt werden. Auch Möbel werden gelegentlich gemacht, wenn es sich um Einrichtung von Bauten, deren Ausführung dem Geschäft übertragen ist, handelt.

In solchen Bauunternehmungen erhält der handwerksmäßige Tischlermeister seine empfindlichste Konkurrenz; sie drücken ihn als überflüssig bei Seite. Auch andere Großbetriebe, die zeitweise oder ständig ihre Schreiner benötigen, richten sich eigene Schreinerwerkstätten ein und lassen die Tischlermeister am Orte links liegen.

Der handwerksmäßigen Möbelschreinererei dagegen droht seitens der Möbelmagazine der Untergang jeglicher Selbständigkeit, selbst wenn die Möbelschreinererei gar nicht großbetriebsmäßig erfolgen würde. Die Personen, die Möbel kaufen wollen, suchen heutzutage nicht den Schreiner auf, sondern schon der Auswahl halber das Möbelmagazin. Es ist sehr interessant, für München nach der vor-

liegenden Studie einmal aufzuzählen, was alles sich mit dem Möbelhandel befaßt; nicht etwa nur der Möbelfabrikant, der Schreiner, der Tapezierer und der eigentliche Möbelhändler, sondern noch eine ganze Reihe anderer Gewerbetreibender, die darum für den Möbelhandel beachtenswerth sind, weil gerade sie wegen ihrer billigen Preise viel Waare in den weniger bemittelten Kreisen absetzen. Wegen Möbelhandel treiben Auktionatoren, die häufig ein eigenes Möbellager unterhalten. Namentlich ist es dann ferner das Münchener Tandlergeschäft, das einen starken Möbelhandel treibt. Tandler konnten ursprünglich nur Handel mit alten Möbeln treiben. Heute verkaufen sie auch neue Waare, namentlich kleinere Stücke wie Stühle, Tische, Bettstellen, Schüsselrahmen, Kleiderkästen, Waschkommoden, kurz alles Mobiliar, das zur Einrichtung eines ärmlichen Haushalts nöthig ist. Es giebt in München einen Stadttheil, wo ein Tandler neben dem anderen wohnt, gewiß vierzig dicht bei einander — eine ganze Stadt für sich (St. Jakobsplatz). Da kann man die ganze Entwicklung vom richtigen Altändler bis zum modernen Möbelhändler verfolgen. Hier und dort kleine Tandler, die neben anderem Kram auch alte Möbel führen und von neuen die bekanntesten Stücke. Dazwischen einige, die über ein Lager von größerer Reichhaltigkeit verfügen; man liest dann oft „Uebernahme ganzer Einrichtungen und Brautausstattungen“. Einer schließlich hat den letzten Schritt zum Möbelhändler gethan. Sein Lager enthält nur Möbel, hauptsächlich alte; er steigert oft ganze Einrichtungen und hat manch werthvolles Stück zum Verkauf. Und endlich einer, der das alte Tandlergewand gänzlich abgeworfen hat. Er führt nur neue Möbel und unterhält davon ein großes, mit einem gewissen Prunk ausgestattetes Lager. An die Tandlergeschäfte schließen sich die Abzahlungsgeäfte an. Hier kaufen die meisten Arbeiter, viele sonstige Angestellte, kleinere Beamte u. s. w. ihre Möbel. Endlich kann man noch Möbel in Bettfedernhandlungen, Haushaltungsgeschäften und gar in Teppichhandlungen erstehen. Dieses Vordringen des Möbelhandels bringt die Thatsache zum Ausdruck, daß das Publikum nicht mehr beim Schreiner direkt einkauft, sondern in einem Möbelgeschäft, wo es eine große Auswahl fertiger Möbel vor sich hat oder recht billig und zu sofortigen Zahlungsbedingungen einkaufen kann. Dem kleinen Schreiner, der aber noch bestehen will, bleibt nun nichts Anderes übrig, als für diese Möbelhändler direkt zu arbeiten. Daß sie durch diese Abhängigkeit vom Händler aber aufhören, die Rolle eines sozial selbständigen Handwerkers zu spielen, geht schon daraus hervor, daß nicht die Schreiner den Preis für ihre gelieferte Waare bestimmen, sondern daß sie mit fertiger Waare beim Händler angefahren kommen und dieser ihnen einen elenden Preis, wenn er überhaupt abnimmt, bietet. Durch die Ausbildung des Möbelhandels ist der kleine Handwerker zum Zwischenmeister oder gar zum Verlagsarbeiter herabgesunken. Ein paar kleiner Betriebe leben nur von Verlagsarbeit. Sie ergreift immer weitere Kreise des Gewerbes und es ist nicht abzusehen, wo sie Halt machen wird. Der Schreiner vom alten Schläge sieht in ihr eines der Hauptübel, dem das Gewerbe verfallen sei. Er wehrt sich dagegen und mancher, dem es gar oft an Arbeit mangelte, darf sich „rühmen“, nie für Magazine gearbeitet zu haben. Gar mancher jedoch, der voll Erbitterung und im Tone der Verachtung von den Magazinen spricht, liefert hinein und viel — es ist das nächste und letzte Auskunftsmitel für den Schreiner, der sonst nicht Arbeit genug findet, und wenn wir sie alle zusammennehmen, die davon Gebrauch machen, so ist es weitaus die Mehrheit der Schreiner.

Damit haben wir einen ziemlich erschöpfenden Ueberblick über die Umwälzungen im Schreinergerwerbe gegeben, soweit sie eine Beschränkung des eigent-

lichen Produktionsgebietes oder eine Veränderung der Absatzbedingungen zur Folge hatten. Nunmehr kommen wir erst auf die Frage zu sprechen, mit welchem Erfolge sich im Schreinergerwerbe der Großbetrieb entwickelt hat und ob sich seine Ueberlegenheit dem Handwerker gegenüber bemerkbar macht. Nach allem Bisherigen ist leicht zu sagen, daß die Entwicklung des eigentlichen Schreinerergroßbetriebes durch eine Reihe Gründe erschwert wurde, ja beinahe unmöglich war. Auch für ihn wurde durch das Entstehen der Spezialfabriken das Produktionsgebiet eingeengt. Auch er hat, was die Bauschreinerei anlangt, schwer unter der Konkurrenz der kombinierten Bauunternehmung zu leiden. Wir machen daher auch für München die Wahrnehmung, daß nur etwa zwei Bauschreinereien vorhanden sind, die als Großbetriebe gelten können, und von diesen beiden bevorzugt die eine noch die Herstellung von Möbeln. Es ist daher wohl ausgeschlossen, daß in der Bauschreinerei sich eine Großbetriebsform mit Erfolg entwickeln dürfte: sie geht auf in dem kombinierten Großbetrieb des modernen Bauunternehmers. Anders verhält sich die Sache in der Möbelschreinerei.

Hier hat sich neben dem Handwerker der Großbetrieb thatächlich entwickelt, doch noch nicht so, daß er das ganze Produktionsgebiet des Handwerkers mit Beschlag belegt hätte, vielmehr so, daß er nur einen Theil davon, nämlich die Herstellung besserer Möbel, sogenannter Kunstmöbel, dem Handwerker entzogen hat. Zwar giebt es noch eine Anzahl handwerksmäßiger Betriebe, die auch Kunstschreinerei betreiben, aber, und das ist das Beachtenswerthe für diejenigen, die dem Handwerker das kunstgewerbliche Schaffen als Monopol retten wollen, die Kunstmöbelfabriken haben mit Erfolg ebenso wohl die Herstellung besserer Möbel en masse als auch einzelner Kunstgegenstände und Einrichtungsstücke auf Bestellung dem Handwerker abgenommen. Worin liegt nun die Ueberlegenheit der Möbelfabrik im Gegensatz zum Handwerksbetrieb? Einmal, aber nicht allein in der ausgedehnten Anwendung der Maschinenarbeit. Freilich zeigen die Möbelfabriken Münchens in dieser Beziehung noch sehr wenig Ueberlegenheit. Merkbarer und systematischer ist der Einfluß der Maschine in Berliner und Stuttgarter Möbelfabriken. Eines der größten Etablissements in Stuttgart ist die Möbelfabrik von Georg Schöttle. Ihre Thätigkeit setzt mit der Bearbeitung der Holzstämmen mit Bollgattern und Pendelsägen ein. Zweihundert Arbeiter sind neben einer Fülle von Werkzeugmaschinen thätig, aus dem rohen Holze herrliche Formen erstehen zu lassen. Fast ebenso viele Arbeiter beschäftigt die Hofmöbelfabrik von Gerson & Weber. In München wird in den Möbelfabriken hauptsächlich auf Bestellung gearbeitet und dadurch ist es bedingt, daß die Werkzeugmaschinen nicht genügend ausgenützt werden können und daß die Fabrikanten daher die Einführung der leistungsfähigsten und modernsten, aber auch theuren Spezialmaschinen in letzter Zeit unterlassen haben. Dagegen ist die sonstige Leistungsfähigkeit und die Absatzgelegenheit beim Fabrikanten viel günstiger als beim Handwerker. Die Fabrik verwendet schon besseres Rohmaterial, das sie billiger zu kaufen im Stande ist, wie der Handwerker. Den Kunden gegenüber, die auf Bestellung arbeiten lassen, sind die Fabriken dem kleinen Kunstschreiner weit voraus. Es ist ein besonderes Zeichenbureau da, aus dem rasch Entwürfe und Zeichnungen jeder Art vorliegen, Kostenanschläge sind schnell zur Hand. Man ist umfassender und vielseitiger, den verschiedensten Aufträgen gewachsen. Und das hängt wieder damit zusammen, daß die Münchener Möbelfabrik nicht nur Möbelschreinerei, sondern ein kombinirter Betrieb all der Gewerbe ist, die mit der Herstellung von Wohnungseinrichtungen überhaupt zu thun haben. Ein solcher Betrieb umfaßt unter der Leitung eines Direktors kaufmännisches Personal, Architekten,

Zeichner, Maschinenarbeiter, Schreiner, Schnitzer und Bildhauer, Drechsler, Tapezire, die einzelnen Gruppen unter Leitung von Werkführern, resp. nur Vorarbeitern. Es ist leicht ersichtlich, daß ein kleiner Kunstschreiner hier nicht mitkommen kann. Denn zugegeben, die Schreiner- und Schnitzarbeit stelle er ebenso gut und billig her wie die Fabrik, so kosten ihn doch sämmtliche andere Arbeiten, die er bei verwandten Gewerben machen lassen muß, erheblich mehr, als wenn er sie von eigenen Arbeitern seines Betriebs herstellen lassen würde. Ein Schreiner, der des Tapeziremeisters zur Polsterung seiner Gestelle bedarf, arbeitet theurer als die Fabrik, die ihre eigenen Tapeziregehilfen dauernd beschäftigt. Jedenfalls ist in jeder Richtung die heutige Möbelfabrik dem Handwerk überlegen, wenn wir auch die Entwicklung der Großbetriebsform selbst in der Möbelschreinerei noch nicht für abgeschlossen halten.

Nun haben ja die Handwerker, speziell in München, Versuche gemacht, die darauf huzielten, wenigstens die Möbelschreinerei dem Handwerk als Arbeitsgebiet zu erhalten. Einmal suchte man die rein technischen Vortheile, die in der Anwendung der Maschinenarbeit liegen, dadurch auszugleichen, daß man die Einführung der Maschinen auch fürs Handwerk empfahl. Aber diese Versuche sind kläglich gescheitert. Zuerst glaubte man in einer Art Universalmaschine den Retter des Schreinerhandwerks gefunden zu haben. Diese sinnreiche Maschine ist so eingerichtet, daß an einem Gestell Wand-, Decoupir-, Kreisläge, Bohr- und Stemm-, Präsvorrichtung u. s. w. vereint sind. Uebereinstimmend ist jedoch diese Maschine in der Praxis verworfen worden. Die Benützung mehr als eines Theilapparats zu gleicher Zeit ist, wenn überhaupt möglich, unbequem; will man von einem zum anderen übergehen, so bedarf es erst eines langwierigen Umstellens. Die Maschine ist schwer zu handhaben und zu behandeln, ihre Leistung oft gering. Ein Theil der kleineren Schreinereien hat sich daher zu Maschinen mit Kraftbetrieb entschlossen, aber sie sind nicht im Stande, ihre Maschinen auszunutzen. Kommt man in eine solche Schreinerei hinein, so ist gewöhnlich keine von den Maschinen im Gange; fragt man dann, wie sie sich rentiren, so lautet in der Regel die Antwort: sie sind schon eine große Erleichterung, nur sollte man sie halt besser ausnützen können. Es ist unglaublich, wie winzige Betriebe zuweilen mit Maschinen und elementarer Kraft arbeiten. Seit neuester Zeit liefern auch die Elektrizitätswerke in Thalkirchen sehr billig Kraft für gewerbliche Zwecke; allein es bleibt immer das nämliche Resultat: der kleinere Schreiner kann seine Maschinen zu wenig ausnützen, sie stehen meistens still. Andere Schreiner versuchen sich die Vortheile der Maschinenarbeit dadurch zu verschaffen, daß sie ihr Holz in solchen Geschäften, wo Holzbearbeitungsmaschinen stehen, zurichten. Es sind durch diese Art der Vermittlung der Maschinenarbeit eine Reihe großer Geschäfte entstanden, die durch Maschinenlohnarbeit sehr viel — auf Kosten des kleinen Schreiners verdienen. Dadurch wird der kleine Schreiner die Ueberlegenheit der Fabrik sicherlich nicht ausgleichen, wenn auch zugegeben werden soll, daß Maschinenlohnarbeit dem Schreiner billiger zu stehen kommt, als eigene Einführung des Kraftbetriebs. Wie unständig aber diese Art der Holzbearbeitung ist, geht ganz abgesehen von den eigentlichen Kosten schon daraus hervor, daß der kleine Schreiner die Holzbearbeitungsmaschinen nicht nach Bedarf, sondern wann sie gerade frei sind, benützen kann, daß er sein Holz von seiner Werkstätte in den Maschinenbetrieb und von dort wieder nach seiner Werkstätte zurücktransportiren lassen muß — alles Verzögerungen und Vertheuerungen des Arbeitsprozesses.

Sodann haben die Möbelschreiner auf andere Weise noch ihre Handwerkerexistenz fester zu begründen versucht, indem sie den Möbelmagazinen durch

Schaffung von Möbelausstellungen ein Paroli bieten wollten; sie haben Magazin-Genossenschaften gebildet; aber auch hier war ihr Kampf umsonst. In München giebt es zwei solcher Genossenschaften. Was die Verkaufsergebnisse anbelangt, so hatte die zweite im Jahre 1895 einen Umsatz von ca. 85 000 Mark; der erzielte Bruttoertrag reichte aber noch nicht einmal aus, um die recht beträchtlichen Spesen zu decken. Eine zeitlang wurden fünfzehn Prozent Verkaufsgebühr erhoben und es ist seit Beginn des Unternehmens tüchtig daraufbezahlt worden. Besser, aber ungünstig genug, sind die Geschäftsergebnisse der anderen Genossenschaft, die im Jahre 1894 ihr Grundstück günstig verkaufen konnte. Bezeichnend jedoch für die Stimmung unter den Meistern dieser Genossenschaft ist die Thatsache, daß nach Abschluß des günstigen Grundstücksverkaufs der Wunsch vieler dahin ging, das Ganze aufzulösen und das Vermögen unter den Mitgliedern zu theilen. Nur der Energie des Vorstandes sei es zu danken gewesen, daß dieser Wunsch nicht Beschluß wurde. Die Preise der Möbel in diesen Genossenschaftsverkaufsräumen sind durchweg etwas höher als in den anderen Möbelmagazinen gleicher Art. Also auch nach dieser Richtung hin sind alle Anstrengungen der Handwerker, sich zu halten, vergebliche.

Werfen wir nun noch auf die Gesamtlage des Schreinerhandwerks einen Blick, so ergibt sich nach dem Ausgeführten, daß höchstens auf dem Gebiete der Reparatur der Handwerksbetrieb eine kümmerliche Existenz fortkristen wird, das ihm bis jetzt von keiner Seite noch strettig gemacht wird. Sonst oder vielmehr in der Hauptsache ist er der Großunternehmung technisch oder doch kaufmännisch unterlegen. In der Bauschreinererei kann er mit der großen Bauunternehmung nicht konkurrieren, in der Möbelschreinererei schlägt ihn, wenn er Kunstmöbel anfertigt, die Möbelfabrik; wenn er aber einfache und Dugendwaare produziert, so muß er sich unter das Joch des Händlers beugen. Nur in dieser letzteren Form kristet er heute noch ein Scheinbasen der Selbständigkeit. Auch hier wird in kurzer Zeit der für Massenfabrikation arbeitende Großbetrieb, wie er sich z. B. in Berlin schon gebildet hat, dem kleinen Meister solche Konkurrenz machen, daß er trotz niedrigsten Arbeitsverdienstes nicht mehr mitkommen kann. Die Preise sind schon jetzt in einer beispiellosen Weise gedrückt. Der Münchener Möbelschändler verlangt für einen Spiegelschrank in Nußbaum mit Schubkästen 150 Mark. Vom Schreiner wird er ihm um 70 Mark geliefert, der Spiegel mit Facette kostet 38 Mark; so bleiben dem Händler, abgesehen von den Transportkosten, 42 Mark. Der Schreiner bekommt vom Händler für sechs Stück Bettladen 37—39 Mark. Lackiren von sechs Stück Bettladen wird mit 10—12 Mark bezahlt. Der Händler verkauft das Stück um 13—14 Mark. Bei dieser Bezahlung verdient ein Schreinermeister, wenn er mit einigen Gesellen arbeitet, höchstens 5—6 Mark pro Tag. Um 5 Uhr Morgens rührt es sich bereits in der Werkstatt, und es wird 7, 8 Uhr, bis die Arbeit Abends ruht. Die Frau muß überall mithun, Holz holen, zur Maschine fahren, auch hobeln. Auf der tiefsten Stufe stehen freilich die Schreiner, die geringe Verlagsarbeit liefern; es ist selten, daß einer 5 Mark und mehr im Tage verdient, aber die Fälle sind häufig, wo der Verdienst nur 20—22 Mark und weniger in der Woche beträgt. Es giebt manchen Landlerschreiner, der zufrieden ist, wenn ihm 2,50 Mark den Tag bleiben. Im Winter verschlimmert sich die Lage vielfach. Dieser Art von Handwerkern, der Hauptzahl der noch selbständigen Schreinermeister, erwächst fortwährend immer eine starke Konkurrenz in arbeitslosen Gesellen, die sich selbständig machen. Diese Zahl wird um so stattlicher, je mehr der Großbetrieb Arbeitskräfte spart und je abhängiger der Schreinerbetrieb von Konjunktur und Mode ist. So entstehen viele neue „selbst-

ständige“ Betriebe, die es dem Händler leicht machen, die Preise noch weiter zu drücken. Mit der Selbständigkeit der Meisterschaft kommt es dann soweit, daß sie geradezu vermünscht wird. Gar mancher Meister gedenkt mit schmerzlichem Gefühl der Zeiten, da er als Gehilfe reichlicheren Verdienst hatte, denn jetzt, wo Sorge und Klagen nicht ausgehen. In welchem Umfang dieses Selbständigemachen erfolgt und die Zahl der Handwerker künstlich und ungesund anschwellen läßt, können wir zufällig für die Stadt Braunschweig, die 115 000 Einwohner zählt, nachweisen. Im Anfang des Jahres 1892 gab es dort 203 selbständige Tischler. Bis Ende 1895, also in vier Jahren, machten sich nicht weniger als 104 neu auf; es gingen dagegen 76 ein, so daß immerhin eine Zunahme von 28 Tischlern in vier Jahren, in der die Bevölkerung um nur 9000 Köpfe wuchs, übrig blieb. Diese Erscheinung ist namentlich deswegen sehr beachtenswerth, weil von verschiedenen Seiten in der Zunahme der Zahl der Handwerker ein Symptom für das Gedeihen der Kleingewerbetreibenden erblickt wird. Wie wir gezeigt haben, geschieht dies sehr mit Unrecht; es könnte vielmehr das gerade Gegentheil geschlossen werden.

Wir kommen zum Schluß. Wir sind davon ausgegangen, daß wenn irgendwo in einem Handwerk nach Ansicht der bürgerlichen Nationalökonomie die handwerksmäßige Betriebsform auch für die fernere Zukunft einen sicheren Bestand haben sollte, es das Schreinerhandwerk sein müßte. Schritt für Schritt haben wir aber gesehen, daß weder das sogenannte lokale Gebundensein des Gewerbes, noch seine Eigenschaft als individuelles und Kunstgewerbe eine Hemmung für die Entwicklung der Großbetriebsform bilden. Ist auch der Weg, auf dem hier das Handwerk verdrängt wird, ein von der sonstigen Entwicklung verschiedener, im Effekt kommt das nämliche Resultat, der Nieder- und Untergang des Handwerks, heraus.

## Der ökonomische und der naturphilosophische Materialismus.

Von J. Stern.

Der naturphilosophische Materialismus, im griechischen Alterthum durch Demokrit und seine Schule, im vorigen Jahrhundert durch die Enzyklopädisten, in der Neuzeit durch Karl Vogt, Ludwig Büchner u. s. w. vertreten, und der historische oder ökonomische Materialismus von Marx und Engels sind, obgleich sie den Namen miteinander gemein haben, zwei verschiedene Theorien, die sich auf verschiedene Forschungsgebiete beziehen. Der erstere enthält eine Erklärung der Natur, speziell des Verhältnisses von Materie und Geist, der andere bietet eine Erklärung der Geschichte der Menschheit, ihrer Erscheinungen und Prozesse, ist also eine soziologische Theorie.

So viel nun auch schon über den ökonomischen Materialismus in der Parteipresse diskutiert wurde, so wenig ist noch dessen Verhältniß zum naturphilosophischen Materialismus eingehend erörtert und hinlänglich klar gestellt worden. Es wird vielmehr stillschweigend vorausgesetzt, daß zwischen beiden Theorien eine enge Zusammengehörigkeit besteht, so daß der ökonomische Materialismus mit dem naturphilosophischen steht und fällt.<sup>1</sup>

Nun ist es gewiß unbestreitbar, daß ein historischer Zusammenhang zwischen beiden Theorien besteht, indem der ökonomische Materialismus sich aus

<sup>1</sup> Vergleiche übrigens den Anfang des Artikels von J. Cunow in Nr. 34 der „Neuen Zeit“.

dem naturphilosophischen heraus entwickelt hat. Wie steht es aber um den Logischen Zusammenhang? Hat wirklich der ökonomische den naturphilosophischen zur nothwendigen Voraussetzung?

Der Kerngedanke des naturphilosophischen Materialismus ist: die Materie ist das Absolute, das ewig Seiende, alles Geistige (Psychische: Empfinden, Fühlen, Wollen, Denken) ist ein Produkt derselben. Die Materie ist mit unendlichen Kräften ausgestattet („Stoff und Kraft“), die sich sämmtlich auf Bewegung, die ebenfalls ewig, reduzieren lassen. Durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte in den komplizirt zusammengesetzten animalischen Organismen entsteht in diesen das Geistige, das mit ihrer Auflösung wieder verschwindet. Alles Geschehen, auch das menschliche Wollen und Handeln, wird vom Gesetz der Kausalität beherrscht und ist in materiellen Ursachen bedingt.

Diese Weltanschauung steht im schroffsten Gegensatz zur religiösen resp. kirchlichen (spiritualistischen) Lehre von Gott, Seele und freiem Willen.

Es ist nun klar, daß der ökonomische Materialismus, dessen Quintessenz hier als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden kann, die Bedingtheit alles Geschehens, einschließlicly des menschlichen, in immanenten Ursachen, mit anderen Worten die natürliche Gesetzmäßigkeit alles Seins und Werdens, zur nothwendigen Voraussetzung hat. Erst nachdem Zufall und Willkür aus dem historischen Prozeß eliminiert waren, konnte das Grundmotiv desselben gesucht und in den materiellen Bedingungen gefunden werden.

Der naturphilosophische Materialismus ist nun aber keineswegs das einzige System, das die natürliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens in sich schließt. Er ist auch gar nicht einmal der Begründer dieser sogenannten mechanischen Weltanschauung. Als solcher ist vielmehr der Spinozismus zu bezeichnen. Dieser aber hat für das Problem, dessen Erklärung für den naturphilosophischen Materialismus charakteristisch ist, nämlich das Verhältniß von Geist und Materie, eine ganz andere Lösung als dieser.

Der spinozistische „Monismus“ steht dem kirchlichen Spiritualismus ebenso diametral gegenüber, wie der naturphilosophische Materialismus — tritt er doch von Haus aus in Gegensatz zu dem kartesianischen Dualismus, der sich mit der kirchlichen Weltanschauung deckt —, aber die geistigen (psychologischen) Phänomene sind ihm nicht wie diesem ein Produkt der Materie.

Nach dem spinozistischen Monismus sind Denken und Ausdehnung, Geist und Materie, Psychisches und Physisches nicht verschiedene Substanzen (wie Cartesius gelehrt), ebenso wenig aber ist das Psychische eine sekundäre Erscheinung (wie im Materialismus), sondern beide sind zwei Seiten, zwei „Attribute“ einer Substanz, der ewigen, unendlichen Substanz, des „Absoluten“, wie die spätere Philosophie sagt. Psychisches und Physisches laufen parallel. Jedes Ding hat eine materielle und eine geistige Seite, auch das Anorganische hat psychische Qualität, jedes Atom ist „beseelt“, allerdings in verschiedenem Grade („omnia — sc. individua — quamvis diversis gradibus — animatae sunt“. Spinoza, *Ethices*, p. II, prop. XIII, schol.)

Die Lehre vom Beseeltsein der Materie wurde schon vor Spinoza von Giordano Bruno aufgestellt. Aber erst jener hat sie erkenntnistheoretisch begründet. (Beiläufig: das System Spinozas ist nämlich keineswegs, wie die Schulphilosophie meint, „dogmatische“ Spekulation, sondern das folgerichtige Ergebnis einer gründlichen Analyse des Bewußtseins-Inhalts, also eines strengen „Kritizismus“, der nicht erst, wie man noch immer fälschlich annimmt, mit Kant beginnt.)

Nichts anderes bedeuten der erste und dritte Lehrsatz des zweiten Theiles der „Ethik“ und andere damit zusammenhängenden Sätze, so namentlich der 23. Lehrsatz im fünften Theile, verglichen mit Lehrsatz 21,<sup>1</sup> die für die Ausleger eine so schwere crux gewesen sind.

Auf die tiefere Bedeutung der Lehre von der Substanz und ihren Attributen (die erkenntnistheoretisch nicht mit den beiden dem menschlichen Intellekt erkennbaren erschöpft sein können, daher infinita attributa) braucht hier, wo nur das Verhältniß des ökonomischen zum naturphilosophischen Materialismus untersucht werden soll, nicht weiter eingegangen zu werden.

Diese Theorie des psycho-physischen Parallelismus, von Spinoza wie gesagt erkenntnistheoretisch („spekulativ“ wenn man lieber will) begründet, hat in den Ergebnissen der neueren physiologischen Forschungen bedeutende empirische Stützen erhalten und bricht sich darum auch in der Gelehrtenwelt mehr und mehr Bahn. Steht es doch bereits fest, daß jedem psychischen Reiz ein physischer entspricht und umgekehrt.

So schreibt Wilhelm Wundt am Schluß seiner 57. Vorlesung über die Menschen- und Thierseele, nachdem er die alte Seelenhypothese abgewiesen und das Gebundensein alles Seelischen an den Leib festgestellt: „Dürfen wir auch umgekehrt sagen, daß das körperliche Dasein nur mit dem psychischen vereinigt gedacht werden könne? Wenn es wahr ist, was wir behauptet haben, daß physisches und psychisches Geschehen an sich identisch sind und nur für die Methoden unserer Beobachtung auseinander gehen, so muß unbedingt diese Frage bejaht werden.“ Er meint sodann (anscheinend ohne vom Spinozismus zu wissen), es sei das zwar eine metaphysische Voransetzung, sofern sie über die Physik hinausgeht, aber „sie hält sich, im wesentlichen Unterschied von allen bisherigen Hypothesen über das metaphysische Wesen der Seele, streng an die Erfahrung, ja sie sei nichts als eine nothgedrungene Folgerung aus der Erfahrung“.

Die beiden Attribute — darauf muß wiederholt aufmerksam gemacht werden — dürfen keineswegs als zwei nebeneinander, aber im gleichen Schritt und Tritt sich abspielende Vorgänge aufgefaßt werden, etwa wie zwei an derselben Achse rotirende Zahnräder, vielmehr ist es ein Prozeß, der vom menschlichen Bewußtsein in zweierlei Weisen aufgefaßt wird, materiell und geistig, physisch und psychisch. Der Hunger z. B. ist materiell betrachtet Mangel an gewissen Körperflüssigkeiten, psychisch betrachtet ein Unlustgefühl; die Sättigung materiell die Ergänzung des Defizits im Organismus, psychisch ein Lustgefühl. Dem menschlichen Intellekt kommen aber nur die psychischen Seiten seiner eigenen Individualität unmittelbar zum Bewußtsein, an anderen Individuen und Dingen bemerkt er bloß materielle Vorgänge und auch von diesen nur die gröberen (z. B. nicht die Atom- resp. Molekularschwingungen, die in den physikalischen und chemischen Prozessen eine so hervorragende Rolle spielen); auch die materiellen Korrelate seiner eigenen physischen Zustände kennt er nur zum allerkleinsten Theil. So kommt es, daß die Beobachtung und Forschung hier materiell, dort psychisch einsetzt, je nachdem ihr die materielle oder die psychische Seite zugänglicher ist, wiewohl mit dem Materiellen immer zugleich ein Psychisches, mit dem Psychischen ein Materielles verbunden ist.

Der naturphilosophische Materialismus, sofern er den Geist als sekundäre Erscheinung, nämlich als Produkt der materiellen Kräfte erklärt, sagen wir kurz

<sup>1</sup> 23. „Der menschliche Geist kann mit dem Körper nicht absolut zerstört werden, sondern es bleibt von ihm etwas übrig, was ewig ist.“ — 21. „Der Geist kann nur, so lange der Körper dauert, sich etwas vorstellen und sich vergangener Dinge erinnern.“

der Vogt-Büchner'sche Materialismus, kennzeichnet sich, wenn man ihn unter die Lupe nimmt, als gänzlich unzulängliche und dabei recht oberflächliche Theorie. Er beruht einmal auf einer unzulässigen Anwendung der Kausalitätskategorie, da ja die psychischen Phänomene von den physischen spezifisch verschieden sind (im Bewußtsein), mithin das verbindende Glied zwischen materieller Kraft und geistiger Qualität fehlt. Es ist völlig unerklärlich, daß in der Nierenzelle die Empfindung (das psychische Grundelement) wie aus der Pistole geschossen erscheint, sondern es muß notwendig geschlossen werden, daß auch dem Anorganischen eine freilich minimale und einfache psychische Qualität anhaftet, die sich aber auf der Skala der Lebewesen mehr und mehr potenziert und sublimiert. Sodann aber löst sich ja der Begriff „Ausdehnung“ oder „Materie“ selbst, bei Nicht besehen, in eine Denkform auf und erweist sich als — ein Vorstellungskomplex; was indeß, wie schon oben bemerkt, hier nicht weiter zu verfolgen ist.

Der naturphilosophische Materialismus gehört, obgleich er mit der modernen Naturwissenschaft auf bestem Fuße steht, im Wesentlichen noch der alten, veralteten metaphysischen Richtung der Philosophie an. Die neuere Philosophie hat es aufgegeben, der empirischen Naturforschung ins Handwerk zu pfuschen und sich in Fragen einzumischen, die über ihren Horizont gehen; sie hat sich vielmehr auf ihr Spezialgebiet, die Erkenntnistheorie, zurückgezogen (das ihr gleichwohl eine reichere Ernte sichert, als das ehemalige ausgedehnte, das weit mehr Spreu als Korn geliefert hat) und auf dem sie erst zu dem werden kann, was sie einst zu sein behauptete: die Wissenschaft der Wissenschaften; weil ja alles Wissen, auch das empirische, am besten gedeiht und vor Abwegen bewahrt bleibt, wenn es sich auf den erkenntnistheoretisch ermittelten Geleisen sicher bewegt. Die Philosophie als Erkenntnistheorie ist selbst empirische, exakte Wissenschaft, die Wissenschaft vom Denken, seinen Formen und Gesetzen. Auf diesem Geleise bewegt sich auch der ökonomische Materialismus, der sich mit dem spinozistischen Monismus zum mindesten ebensowohl verträgt wie mit dem naturphilosophischen Materialismus. Noch mehr: die übliche Verquickung des ökonomischen mit dem naturphilosophischen Materialismus hat das Verständnis und die Würdigung des ersteren vielfach erschwert und manche Konfusion herbeigeführt — so bei Bag — welcher im Rechte des Monismus von vornherein der Boden entzogen ist.

## Die Entwicklung des Deutschen Metallarbeiterverbandes.

Von H. Krollauk.

Nicht nur für die Gewerkschaften, sondern für die ganze deutsche Arbeiterbewegung ist es von hohem Interesse, an der Hand authentischen Materials die Entwicklung der (absolut) stärksten Gewerkschaft, des Deutschen Metallarbeiterverbandes, seit seiner Gründung zu verfolgen. Der Metallarbeiterverband ist ein Industrierverband auf zentralistischer Grundlage, 26 verschiedene Berufe umfassend. Dieser Umstand allein würde genügen, eine Abhandlung wie die vorliegende an dieser Stelle zu rechtfertigen, denn es berührt die Interessen der ganzen Arbeiterschaft, zu sehen, wie diese Form der Organisation im Laufe der Jahre sich bewährt. Dazu kommt noch, daß die letzte Generalversammlung des Metallarbeiterverbandes (April 1897) eine Reihe sehr wichtiger Beschlüsse gefaßt hat, und endlich, daß der wirtschaftliche Aufschwung der letzten anderthalb Jahre gerade in der Metallindustrie am bedeutendsten war, seine Wirkung auf die Gewerkschaften sich also gerade bei diesem Verband besonders gut beobachten lassen muß.

In den nachstehenden Zeilen soll daher nicht nur alles gebracht werden, was für die von den Metallarbeitern gewählte Form der Organisation spricht, und alles, was die Bewegung und Entwicklung im günstigen Lichte erscheinen läßt, sondern auch alles Gegentheilige, soweit es positiv festzustellen ist.

### Der Mitgliederbestand.

Nach dem Falle des Sozialistengesetzes traten die Vertreter der Metallarbeiter in Frankfurt a. M. im Frühjahr 1891 zu einem Kongreß zusammen, auf welchem die Gründung des Metallarbeiterverbandes in seiner heutigen Form beschlossen wurde. Es traten bis Ende September 1891 ca. 180 frühere Metallarbeiter-Fachvereine in den Verband ein. Man hatte damals mehr erwartet. Jetzt, bei ruhiger Ueberlegung, nachdem so manches Ereigniß in seinen Nachwirkungen besser durchschaut wird, erklärt sich die geringe Beteiligung: Blieben doch die Former unter Führung von Th. Schwarz dem Industrieverband fern, und ist es doch erst jetzt gelungen, auch die lokalorganisirten Berliner für die Zentralisation zu gewinnen. Aber im Juni 1892 waren bereits 284 Verwaltungsstellen des Verbandes in Deutschland vorhanden, und im Februar 1893 318 Verwaltungsstellen mit ca. 27000 Mitgliedern. Die Ausbreitung des Verbandes machte noch bis Ende 1894 weitere Fortschritte, es gab damals bereits 377 Verwaltungsstellen mit 33400 Mitgliedern. Aber die Mitgliedsbeiträge genügten nicht, es mußte eine Erhöhung derselben vorgenommen werden. Anfangs schien dies zum Schaden des Verbandes auszusprechen: zwar stieg die Zahl der Verwaltungsstellen auf 391, aber die Mitgliederzahl ging auf ca. 33200 zurück. Das war im Dezember 1895. Der wirtschaftliche Aufschwung aber hat diesen Verlust schnell wieder gut gemacht, denn im Dezember 1896 waren 412 Verwaltungsstellen verzeichnet mit 49000 Mitgliedern. Diese Zahlen lassen aber die Verhältnisse nicht so erscheinen, wie sie thatsächlich sind. Es muß unbedingt zugegeben werden, daß die 49000 Mitglieder nur auf dem Papier stehen. An wirklich zahlenden sind ca. 39—40000 vorhanden. Es ist nämlich in den meisten Verwaltungsstellen Miß, den Passus des Statuts zu umgehen, der da vorschreibt, daß jedes Mitglied gestrichen werden soll, welches mehr als dreizehn Wochenbeiträge rückständig ist. Damit erklärt sich auch der scheinbare Rückgang von 1895. Es wurden durch die Erhöhung der Beiträge neue Marken notwendig, also mußten alle Rückständigen gestrichen werden. Es ist demnach von 1892—95 eine langsame, 1896 aber eine rapide Zunahme an Mitgliedern zu verzeichnen. Die letztere ist wesentlich auf Konto des wirtschaftlichen Aufschwunges zu schreiben.

Noch ein anderer großer Mißstand in der Organisation ist zu erwähnen: das ist die riesige Fluktuation im Bestand der Mitglieder. Der Verbandsvorstand sagt in seinem Geschäftsbericht darüber Folgendes:

„Im Jahre 1895 wurden gezahlt:

Markt	6319,70	Beitrittsgelder für	21 066	männliche
=	119,80	=	=	599 weibliche

zusammen Markt 6439,50 Beitrittsgelder für 21 665 Personen

und trotzdem waren am Schluß des Jahres 217 Mitglieder weniger, so daß 21 882 Mitglieder in diesem einen Jahre ausgeschieden sind.

„Im Jahre 1896 stellte sich das Verhältniß insofern günstiger, als die Zahl der Eintritte die Austritte übersteigt, immerhin ist aber die Zahl der in diesem Jahre Ausgeschiedenen eine ganz bedeutende, was sich aus folgender Zusammenstellung ergibt.

„Es wurden im Jahre 1896 gezahlt:

Markt	10 750,30	Beitrittsgelder für	35 834	männliche
=	285,20	=	=	1 426 weibliche

zusammen Markt 11 035,50 Beitrittsgelder für 37 260 Personen.

„Die Gesamtzunahme von Mitgliedern betrug aber nach den Angaben auf den Abrechnungen des vierten Quartals nur 16 765, so daß 20 495 Personen wieder

ausgetreten sind, ungerechnet die Zahl derer, die trotz ihrer bedeutenden Beitragsrückstände noch als Mitglieder geführt wurden."

So ungünstig dies alles erscheinen mag, ist doch schließlich eine erfreuliche Zunahme der Mitglieder zu verzeichnen: von 27000 im Jahre 1893 auf ca. 40000 im Jahre 1896.

An der Fluktuationskrankheit leiden übrigens mit wenigen Ausnahmen alle deutschen Gewerkschaften. Heute von einem Kollegen oder durch eine Versammlungsrede gewonnen, geben Hunderte, ja Tausende morgen dem Drucke nach, den die Unternehmer auf sie ausüben, und kehren der Organisation den Rücken. Hierzu kommen noch eine Reihe anderer Umstände: Sobald irgendwo ein Strike in Sicht ist, treten die daran Betheiligten in großen Scharen in die Gewerkschaften, um die Unterstützung zu erhalten. Geht der Strike verloren, so die neuen Mitglieder ebenfalls. Oft sogar auch, wenn der Strike gewonnen wurde. Viele lassen auch die Beitragsrückstände anwachsen und sind nachher außer Stande, dieselben nachzuzahlen. Ueber die Mittel, diesen Uebelständen abzuwehren, sprechen wir weiter unten.

### Die Tendenz des Verbandes.

Will man sich darüber Klarheit verschaffen, ob der Verband der Metallarbeiter den Beschlüssen des Kongresses von Frankfurt a. M. (1891) folgend, in seiner Tendenz eine Kampforganisation geworden und geblieben ist, so ist es am besten, sich das, was der Verband leistete, genau anzusehen. Dies geschieht nachstehend in der Wiedergabe der Ausgaben-Konten für die Jahre 1892—1896, und der klaren Uebersicht wegen in absoluten und relativen Zahlen.

Der deutsche Metallarbeiterverband verausgabte in Mark für:

	1892	1893	1894	1895	1896
1. Agitation . . . . .	1 721	1 874	6 584	5 375	9 330
2. Deutsche Metallarbeiter-Zeitung	31 388	37 276	40 378	41 623	46 928
3. Rechtsschutz . . . . .	1 511	956	2 145	2 194	1 434
4. Wanderunterstützung . . . . .	47 317	47 642	66 643	49 092	23 473
5. Strikezwecke . . . . .	1 668	1 253	27 927	36 577	102 075
6. Unterstützung in bes. Nothfällen	3 796	5 123	3 674	7 660	9 129
7. Lokale Ausg. d. Verwaltgstellen.	43 871	45 707	49 489	51 662	63 946
8. Verwaltungskosten (sachl. u. pers.)	15 121	20 495	18 595	19 222	18 700
9. Diverse Ausgaben . . . . .	4 553	11 612	2 713	27 908	12 695
10. Vermögen am Schlusse d. Jahres	14 337	25 131	36 421	38 943	63 662
<b>Summa der Ausgaben</b>	<b>165 278</b>	<b>197 069</b>	<b>254 569</b>	<b>280 256</b>	<b>351 372</b>

Von den Gesamtausgaben entfielen in Prozenten auf die einzelnen Positionen:

	1892	1893	1894	1895	1896
1. Agitation . . . . .	1,0	1,0	2,6	1,9	2,7
2. Deutsche Metallarbeiter-Zeitung	19,0	18,9	15,9	14,9	13,3
3. Rechtsschutz . . . . .	0,9	0,5	0,8	0,8	0,4
4. Wanderunterstützung . . . . .	28,6	24,2	26,2	17,5	6,7
5. Strikezwecke . . . . .	1,0	0,6	11,0	13,0	29,1
6. Unterstützung in bes. Nothfällen	2,3	2,6	1,4	2,7	2,6
7. Lokale Ausg. d. Verwaltgstellen.	26,5	23,2	19,4	18,4	18,2
8. Verwaltungskosten (sachl. u. pers.)	9,2	10,4	7,3	6,9	5,3
9. Diverse Ausgaben . . . . .	2,8	5,9	1,1	10,0	3,6
10. Vermögen . . . . .	8,7	12,7	14,3	13,9	18,1
<b>Summa</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>

Zunächst zu der ersten Tabelle einige Bemerkungen.

Bei Position 5 (Strikeszwecke) ist zu beachten, daß 1895 1300 Mark und 1896 7500 Mark Beiträge für Strikes anderer Organisationen geleistet wurden. Die auf Position 7 entfallenden Ausgaben bestehen in: geringfügige Vergütung an die Ortsbeamten (Hferdebahngeld zc.), ferner Porto, Schreibmaterial, Inserate, Bibliothekszwecke, Referate zc.

Die Ausgaben für die Agitation sind wesentlich höher, als die in Position 1 verzeichneten, weil dem Vorstand für außerordentliche Agitationen gewisse Beträge angerechnet werden, die hier in Position 9 eingerechnet sind. Für 1896 betrug z. B. die Gesamtausgabe für Agitation 17406 Mark. Das läßt sich aber nicht mehr vergleichsfähig für die Vorjahre feststellen. Unter Diverse (Position 9) fallen außerdem: Kosten der Generalversammlungen, Kongresse, Druck der Protokolle, Gerichtskosten, Beiträge an die Generalkommission und kleinere Ausgaben.

Aus beiden Aufstellungen geht nun unzweideutig hervor, daß die Leistungen für das Reisegeld absolut und relativ ganz bedeutend zurückgegangen sind. Zum Theil ist dies auf die statutarische Beschränkung, zum Theil auf den wirtschaftlichen Aufschwung zurückzuführen. Auf der anderen Seite aber zeigt sich eine ganz erstaunliche Zunahme der Ausgaben für Strikes (absolut und relativ). Soweit dies das letzte Jahr (1896) betrifft, ist es auf den wirtschaftlichen Aufschwung zurückzuführen, doch hat auch nicht unwesentlich die Erhöhung der Beiträge (welche 1895, gleichzeitig mit der statutarischen Beschränkung der Wanderunterstützung erfolgte) zur Aufbesserung der Kassenverhältnisse geführt, und so erst die Möglichkeit solcher Leistungen gegeben. Ohne das Anwachsen des Mitgliederbestandes wäre natürlich weder das eine noch das andere zu ermöglichen gewesen. Der wirtschaftliche Aufschwung zeigt sich auch in den relativen Zahlen in der Position 3, Rechtschutz. Es wird bei gutem Geschäftsgang weit weniger zu ungesetzlichen Entlassungen zc. kommen, als bei ungünstiger Konjunktur.

Trotz alledem hat die Generalversammlung noch neue Bestimmungen in das Statut eingefügt, um aussichtslose Strikes so viel als möglich zu vermeiden.

Aus dem Gesamtbild der Aufstellung geht klar hervor, daß die Tendenz des Verbandes vor allem darauf gerichtet ist, das Unterstützungswesen so viel als möglich zu beschränken, aber durch den wirtschaftlichen Kampf den Mitgliedern eine Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen zu verschaffen. In wie weit dies gelang, werden wir gleich sehen.

### Die Strikes und ihre Erfolge

zeigt die nachstehende Aufstellung, in der nur diejenigen Lohnkämpfe angeführt sind, deren Kosten aus der Kasse des Metallarbeiterverbandes gedeckt wurden.

#### 1. Absolute Zahlen.

Jahr	Anzahl der		Davon wurden					
	Strikes	daran betheiligten Arbeiter	gewonnen		theilweise gewonnen		verloren	
			Strikes	betheiligte Arbeiter	Strikes	betheiligte Arbeiter	Strikes	betheiligte Arbeiter
1893 . .	5	73	2	29	—	—	3	44
1894 . .	23	958	9	111	3	368	11	479
1895 . .	16	993	3	545	4	241	9	207
1896 . .	44	2869	10	517	13	1152	21	700
1893—96	88	4393	24	1202	20	1761	44	1430

## 2. Relative Zahlen.

Jahr	Gewonnen	Teilweise gewonnen	Verloren
	wurden die Strikes von		
1893 . .	40,0 % der beth. Arb.	—	60,0 % der beth. Arb.
1894 . .	11,6 % = = =	38,4 % der beth. Arb.	50,0 % = = =
1895 . .	54,8 % = = =	24,2 % = = =	21,0 % = = =
1896 . .	21,8 % = = =	48,6 % = = =	29,6 % = = =
1893—96	27,4 % der beth. Arb.	40,0 % der beth. Arb.	32,6 % der beth. Arb.

Die besten Erfolge erzielte man also 1895. Dagegen ist 1896 ein Rückschlag zu verzeichnen. Wenn es auch nur 29,6 Prozent aller am Strike beteiligten Arbeiter sind, die gar keinen Nutzen vom Strike hatten, so ist doch die Zahl derjenigen, die nur theilweisen Erfolg erzielten, recht erheblich. Die letzte Generalversammlung des Verbandes hat daher das Strikereglement geändert. Nach diesen Änderungen ist der Vorstand verpflichtet, eine Vertrauensperson bei Beginn des Strikes in das Strikegebiet zu entsenden, die alle in Betracht kommenden Verhältnisse gewissenhaft zu prüfen hat. Sobald ein Strike länger als vier Wochen dauert, muß die Information durch die Vertrauensperson wiederholt werden. Vor allen Dingen sollen aber Strikes wegen Maßregelung eines einzelnen Kollegen überhaupt nicht in Szene gesetzt werden. Ebenso solche, welche den Arbeitsnachweis allein in die Hände der Arbeiter bringen sollen. Die Generalversammlung stellte sich auf den Standpunkt, daß mit der Gründung eines Arbeitsnachweises die Fabrikanten ihr gutes Recht ausüben, welches die Arbeiter sich ebenfalls nicht streitig machen lassen würden. Es sollen, wenn die Genehmigung mehrerer Strikes zu entscheiden ist, diejenigen bevorzugt werden, welche auf Verkürzung der Arbeitszeit gerichtet sind. Ferner soll keinem Mitglied Strikeunterstützung gezahlt werden, welches nicht wenigstens sechs Monate lang dem Verband angehört. In Ausnahmefällen (d. h. bei besonders wichtigen Anlässen) kann der Vorstand diese Frist auf drei Monate verkürzen. Das alte Statut besagt, daß die Frist ganz in Wegfall kommen kann. Alle diese Bestimmungen sollen und müssen dazu führen, aussichtslose Strikes zu vermeiden, oder wenn die Aussichtslosigkeit erst später erkannt wird, abzukürzen. Durch solche Maßnahmen wird mit dem Prinzip der Kampforganisation keineswegs gebrochen, sondern der Kampf zu einem planmäßigen, den jeweiligen Umständen Rechnung tragenden gestaltet. Solche Beschlüsse, zu einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs gefaßt, der ja auch in der obigen Strike-tabelle klar zu Tage tritt, geben nach unserer Meinung Zeugniß davon, daß die Organisation der Metallarbeiter und ihre Leiter auf der Höhe der Zeit stehen und einen klaren Ueberblick über alle in Betracht kommenden Momente besitzen.

### Die Form der Organisation.

Seit dem Falle des Sozialistengesetzes besteht unter den deutschen Arbeitern der Streit um die Form der Organisation. Nachdem der Halberstädter Gewerkschaftskongreß sich für die Zentralisation ausgesprochen hatte, glaubten manche Optimisten, daß dieser Streit nun beendet sei. Wie wenig das der Fall ist, beweist erst wieder der in Nr. 19 der „Neuen Zeit“ 1896/97 erschienene Artikel Mauerers. Bewahrt der Verfasser sich auch dagegen, den Rath ertheilen zu wollen, „die Zentralisation nun Knall und Fall auf andere Bahnen bringen oder ohne Weiteres auflösen zu wollen“, so ist doch unverkennbar, daß auch er den Streit, oder sagen wir die Diskussion, noch nicht für abgeschlossen hält. Mauerer sagt: „Der Grundgedanke der zentralisirten Gewerkschaften ist ein guter; jedoch unter Wahrung der größtmöglichen Selbständigkeit der Filialen.“

Bis zu einem gewissen Grade hat die Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes diesen Gedanken bereits praktisch durchzuführen ver-

sucht. Es war für Jedermann seit dem Bestehen des Metallarbeiterverbandes ohne Weiteres klar, daß der Verband, über Deutschland ausgebreitet, ohne Berlin ein Kumpf ohne Kopf war. Denn was in Berlin die Metallindustrie für eine gewaltige Ausdehnung hat, das braucht wohl hier nicht erst erörtert zu werden. Bertins Metallarbeiter aber waren bis 1893 nur lokal organisiert und standen mit dem Zentralverband in einem Kartellverhältniß. Dieses Kartellverhältniß wurde 1893 durch die erste ordentliche Generalversammlung des Zentralverbandes aufgehoben und in Berlin eine Filiale des letzteren errichtet. Das Ausblühen dieser Filiale zeigte, daß auch den Berliner Arbeitern der Gedanke der Zentralisation nicht so fern lag, wie man früher fast allgemein annahm. Die Filiale hatte 1896 circa 3000 zahlende Mitglieder. Nun erst zeigte sich, welches Hinderniß für die Ausbreitung der Organisation die ewige, in nur zu vielen Versammlungen angechnittene und uferlose Debatte über die Form der Organisation war. Glücklicherweise hatten die Leiter der Berliner Lokalorganisation sowohl als die der Zentralverbandsfiliale es verstanden, persönliche Meinereien zu vermeiden, was man von anderen Gewerkschaften leider nicht behaupten kann. Da war denn die Verständigung leicht möglich, und in Braunschweig auf der letzten Generalversammlung des Zentralverbandes wurde der Bund zwischen den „feindlichen Brüdern“ besiegelt. Die Beschlüsse in dieser Beziehung bilden nach unserer Auffassung geradezu einen Markstein in der Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Sie stellen eine Brücke her zwischen den lokal und zentral organisierten Gewerkschaften, ermögliehen den letzteren, falls die Laktit nachgeahmt wird, einen „Rückzug mit vollen Ehren“ und werden — hoffentlich — endlich jenen Streit um die Form der Organisation begraben und mit der Zeit eine volle Einigkeit in der deutschen Gewerkschaftsbewegung herbeiführen.

Der Wichtigkeit der Sache entsprechend geben wir hier kurz diese Beschlüsse wieder: Alle Filialen des Deutschen Metallarbeiterverbandes, welche mehr als 3000 zahlende Mitglieder haben, können 50 Prozent der Mitgliedsbeiträge für Strikezwecke, Rechtsschutz und Unterstützung nach § 2c (besondere Nothfälle) ohne vorherige Genehmigung des Hauptvorstandes nach eigenem Ermessen verwenden. Da nun allen Filialen überhaupt das Recht zusteht, 25 Prozent der Mitgliedsbeiträge für die lokalen Ausgaben zu verrechnen, so steht nicht nur den Berlinern, sondern allen Filialen, welche jezt oder später 3000 Mitglieder haben, das Recht zu, 75 Prozent der Mitgliedsbeiträge am Orte zu behalten. Abrechnung erfolgt natürlich, aber ohne daß dem Vorstand Einspruchsrecht über die Art der Verwendung zusteht, sofern es sich nicht etwa um Ausgaben handelt, die nicht im Verbandsstatut vorgeesehen sind.

Wer die Gewerkschaftsbewegung, namentlich in kleineren Orten, kennt, wird ohne Weiteres zugeben müssen, daß dieses Recht nicht auf alle Filialen ausgedehnt werden konnte. Was in kleinen Orten manchmal geleistet wird, namentlich in verkehrten Maßnahmen in Bezug auf Strikes, ist derart, daß eine Zentralleitung von Leuten mit Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet, eine unabsehbare Nothwendigkeit ist. Das ist ja auch der wesentlichste Vortheil der Zentralisation der Gewerkschaften. Es hieße also diesen Vortheil aufgeben, wollte man dieselben Befugnisse, die der Metallarbeiterverband den größten seiner Verwaltungsstellen eingeräumt hat, verallgemeinern.

Aber noch einiges Andere kommt in Betracht, wenn man die Form der Metallarbeiterorganisation behandeln will: der Umstand, daß wir es hier mit einem Industrieverband zu thun haben. Als Beweis, daß diese Form sich in der That sehr gut bewährt hat, diene der Hinweis auf die oben gebrachte Ausgaben-Aufstellung von 1892—96. Es geht daraus hervor, daß die Kosten für das Verbandsorgan (Deutsche Metallarbeiter-Zeitung) relativ ständig gesunken sind (von 19 Prozent auf 13,3 Prozent der gesammten Ausgaben). Wären die Metallarbeiter in lauter Branchen-Zentralisationen zersplittert, so würden diese Kosten relativ bedeutend höher sein. Genau dasselbe trifft von den Verwaltungskosten zu. Diese verringerten sich von 9,2 Prozent auf 5,3 Prozent der Ausgaben! An dieser Stelle muß es gesagt

werden: Es ist mehr als bedauerlich, daß ein Theil der Former noch immer in der Branchen-Zentralisation ihr Heil erblickt. Zwar hat heute schon der Metallarbeiterverband mehr Former in seinen Reihen, als der Zentralverband der Former, ob aber eine Auflösung des letzteren bald erfolgen wird, kann noch nicht behauptet werden. Zweifellos wird in Berlin, wegen der Sonderbestimmungen für die Verwaltung mit mehr als 3000 Mitgliedern, die Mehrzahl der Former sich dem Metallarbeiterverband anschließen, womit der Zentralverband der Former seine beste Stütze verliert, so daß seine Auflösung wohl in absehbarer Zeit folgt. Und ähnlich so wird es allen anderen Branchen-Zentralisationen in der Metallindustrie gehen. Heute aber wird noch Geldverschwendung mit Fachorganen und Verwaltungskosten getrieben. (Das Organ der Former, der „Glück auf“, ist annähernd noch einmal so theuer als die „Metallarbeiter-Zeitung“.)

Daß nun die Form des zentralisirten Industrieverbandes für die Metallarbeiter sich so gut bewährt hat, ist wesentlich dem Umstand geschuldet, daß die in einem Verband organisirten Kollegen auch in den meisten Fällen in einem Betrieb zusammenarbeiten; es wäre sehr fraglich, ob ein Bekleidungs-Industrieverband sich so gut bewähren würde, weil Schuhmacher und Schneider nicht so übereinstimmende Interessen (bei Strikes etc.) haben, als Former und Metalldreher oder Schlosser. Wenn Former striken, werden fast immer Dreher etc. in Mitleidenschaft gezogen. Bedenken gegen die Form der Metallarbeiterorganisation sind noch nicht ausgetauscht und steht daher so viel fest, daß nur die Gewalt der Gesetzgebung eine Aenderung herbeiführen könnte.

### Die Beseitigung vorhandener Mißstände.

Im ersten Abschnitt wurde als ein besonderer Mißstand die Fluktuation im Bestand der Mitglieder bezeichnet. Es sind aber auch noch mehr Mißstände vorhanden. Zunächst hat der Verband jedes Jahr mit bestimmten Verlusten zu rechnen. Diese Verluste sind meist nicht Unterschlagungen, sondern entstehen häufig aus Mangel an Schulbildung, an Erfahrung und oft auch aus Nachlässigkeit. Es betrug diese Verluste: 1892 0,6, 1893 0,6, 1894 0,7, 1895 1,7, 1896 0,9 Prozent der Ausgaben. In gewisser Beziehung steht dieser Mißstand auch in Verbindung mit der Fluktuation im Mitgliederbestand. Der Verbandsvorstand hatte zu Beseitigung der Fluktuation beantragt, die Arbeitslosenunterstützung einzuführen. Dieser Antrag wurde abgelehnt. So viel aber ist schon heute sicher: der Antrag kehrt wieder, wird immer mehr Zustimmung finden und schließlich auch einmal angenommen werden. Zweifellos würde man durch die Einführung der Arbeitslosenunterstützung die Mitglieder fesseln, sie würden, wenn derartige Einrichtungen vorhanden sind, nicht so schnell wieder davon laufen. Da aber bis jetzt dieses Mittel entbehrt wird, so wird Ersatz dafür in einer recht energischen Agitation zu suchen sein. Man muß den Arbeiter da packen, wo seine Interessen am meisten in Frage kommen. Da werden also umfangreiche Erhebungen stattfinden über die Zustände in Fabriken, Lohn- und Arbeitsverhältnisse, das Material wird gesammelt, veröffentlicht und agitatorisch verwerthet werden. Haben wir auch nicht die Macht und Mittel, ganze Lohnstatistiken aufzustellen, so kann doch in solch begrenztem Gebiet viel geleistet werden. Das Schwergewicht wird auf die Feststellung der Längen der Arbeitszeit und auf die Agitation zur Verkürzung derselben gelegt werden.

Bei der Agitation für die Weiterentwicklung des Metallarbeiterverbandes kommt aber noch eins in Betracht. Die ständig fortschreitende Technik hat die Einführung der Theilarbeit in so hohem Maße ermöglicht, daß Arbeiter fast ohne jede Vorbildung an die Maschinen gestellt werden können. Nimmt man dazu die Sucht nach billigen Arbeitskräften, so ist es erklärlich, daß Arbeiter vom Lande herangezogen werden. Also: „die Landagitation“ muß gepflegt werden. So schwer es auch ist, sie muß durchgeführt werden, sollen nicht ganze Schaaren von Strikebrechern gezogen werden.

Bis heute hält die günstige Konjunktur in der Metallindustrie im Allgemeinen noch an und dürfte auch ein schneller und großer Rückschlag nicht zu fürchten sein.

Dies vorausgesetzt und den Umstand in Rechnung gezogen, daß die Branchen-Zentralisationen der Metallarbeiter nach und nach verschwinden und dem Industrie-Verband ihre Mitglieder zuführen werden, dürfte es wohl kaum zu viel gesagt sein, daß der Deutsche Metallarbeiterverband dem ersten Hunderttausend seiner Mitgliederzahl nicht gar so ferne steht, denn schon jetzt ist die Hälfte dieser Summe (mit Einschluß der ca. 12000 Berliner Lokalorganisirten) überschritten! Mögen diese Resultate anspornen und eventuell zur Nachahmung veranlassend auf die anderen Gewerkschaften wirken.

## Revue der Revuen.

Interessante Mittheilungen über die Anfänge der japanischen Arbeiterbewegung enthält eine Korrespondenz von Mussari, welche die „Critica sociale“ in Nr. 1 bringt. Die fabelhaft rasche, machtvolle wirtschaftliche Entwicklung Japans von der feudalen Wirtschaft zum Kapitalismus löst die Ansätze eines bewußt geführten proletarischen Klassenkampfes aus. Die Weber von Yokohama und die von Lambah sind nach dem Muster der englischen Trade Unions organisiert; ebenso die Maschinenbauer und Mechaniker, Buchdrucker, Dekorationsarbeiter, Maurer und Gerber von Tokio. Weitere Kampfesorganisationen der Arbeiter sind in fast allen größeren japanischen Städten in der Entstehung begriffen, und dies trotz der großen Schwierigkeiten, welche Unternehmer und Behörden ihrer Gründung und Entwicklung entgegenstellen. „Japon Mail“, das Organ der englischen Interessen im Inselreich, beziffert die Zahl der dasebst organisirten Arbeiter auf 300 000. Die Zahl der japanischen Arbeiter und Arbeiterinnen wird auf 3 Millionen geschätzt. Dieser Prozentsatz der gewerkschaftlich organisirten Arbeiterschaft Japans ist, wenn richtig angegeben, sehr beachtenswerth angesichts der Jugend der Organisation. Sollten nicht aus dem feudalen Zunftwesen überkommene Einrichtungen dabei geholfen haben? Innerhalb der Organisationen herrscht indeß nach Mussari weder enger Zunftgeist, noch einseitiges Nichts-als-Gewerkschaftlerthum. Die sozialistische Auffassung beginnt sich schlichtern und unklar anzudeuten.

Unter den Gebildeten finden sich einzelne Leute, welche mit der sozialistischen und sozialwissenschaftlichen Literatur Europas bekannt sind. So wurden z. B. bald nach Beendigung des Krieges mit China fünf japanische Generalsstabsoffiziere nach England gesendet, um die Organisation des britischen Heeres zu studiren. Zwei von ihnen kehrten als Anhänger des wissenschaftlichen Sozialismus in ihr Vaterland zurück und brachten eine Uebersetzung des „Kommunistischen Manifests“ mit. Ein junger Japaner, der thätigen Antheil an der sozialistischen Arbeiterbewegung in Australien genommen, gründete vor einem Jahre in Tokio „Die Zukunft des Arbeiters“, in welcher im Interesse des Proletariats politische Forderungen erhoben werden. Die sozialistischen Lehren beginnen in die Kreise des japanischen Proletariats zu dringen, von einer zielbewußten sozialistischen Bewegung kann aber noch nicht die Rede sein. Immerhin schrecken die ersten Regungen eines selbständigen proletarischen Klassenlebens die ausbeutenden Kapitalisten in hohem Grade. „Japon Mail“ erklärt z. B., um den umstürzlerischen Tendenzen Halt zu gebieten, muß die wirtschaftliche und politische Entwicklung Japans den vernünftigen Forderungen betreffs des standard of life der Arbeiter Rechnung tragen und deren Arbeits- und Existenzbedingungen verbessern. „Nippon Gin“, das in Tokio erscheinende Organ der liberalen Partei Japans, schreibt: „Die Kapitalisten müssen, ohne nur eine Minute zu verlieren, Schritte in der rechten Richtung thun, indem sie den vernünftigen Forderungen nach einer Verbesserung der Lage der Arbeiter nachgeben. Diese, die unablässig von der sozialistischen Agitation aufgestachelte werden, beginnen die Augen zu öffnen und die zu ihrem Schaden bestehenden Ungerechtigkeiten zu erkennen.“ Und das Blatt fügt bezeichnend hinzu: „Ist erst die Lage der Arbeiter verbessert, so zweifeln wir nicht, daß die Regierung ihre Pflicht gegenüber den Widerspenftigen zu

thun wissen wird, die fortfahren sollten, die Arbeiter mit ihren Lehren von Haß und Zerstörung aufzuheben.“ Also Zuckerbrot — entsprechend dem, was den Kapitalisten als „vernünftige Forderung“ erscheint — und Peitsche als der sozialreformlerischen Weisheit letzter Schluß: tout comme chez nous!

Es giebt Gelehrte und Ungelehrte, welche die Sorge ängstigt, die materialistische Geschichtsauffassung berge in sich die Tendenz, die Rolle des Menschen in dem geschichtlichen Entwicklungsprozeß unterschätzen oder gar übersehen zu lassen. Hoffnungsfreudig klammern sie sich an jeden wissenschaftlichen Strohhalbm, welcher einer „Widerlegung“ oder „Ergänzung“ des Marxismus, einem „tieferen und feineren psychologischen Erfassen“ der geschichtlichen Erscheinungen zuzutreiben scheint. Zumal die Amateur-Philosophen und -Psychologen dieser Richtung werden mit Interesse den Artikel: „Dall' amore al capitalismo industriale“ („Von der Liebe zum industriellen Kapitalismus“) von Guglielmo Ferrero in Nr. 2 der „Critica sociale“ lesen. Es ist das Resumé eines Kapitels aus Ferreros neuestem Buche: „L'Europa Giovane“. Der Verfasser formuliert hier die äußerst kühne Theorie, die verschiedene Stärke des Geschlechtstrieb's sei eine der wesentlichsten Grundursachen der Verschiedenheiten in der wirtschaftlichen Entwicklung bei den germanischen und romanischen Völkern. Die germanischen Völker, zumal Engländer und Deutsche, erweisen sich nach ihm den Romanen überlegen auf dem Gebiete der maschinellen Großindustrie, „wo die Lebhaftigkeit und Originalität der Intelligenz fast nicht mehr gebraucht werden, weil die in der Maschine konzentrierte und verewigte Intelligenz ihres Erfinders an Stelle der Intelligenz des Arbeiters tritt und die schöpferische Geisteskraft eines Menschen in dem metallenen Werkzeug fortbauert, das nur mit angestrengter und unermüdlicher Aufmerksamkeit überwacht zu werden braucht.“ Die Stärke der germanischen Rasse beruht in der „unermüdlichen Geduld, der Fähigkeit zu mechanischem Schaffen, der zur Aufmerksamkeit verdichteten Energie.“ Diese Eigenschaften sind für Ferrero Begleiterscheinungen des schwächeren Geschlechtstrieb's. Die Fähigkeit zur mechanischen Arbeit ist um so größer, je geringer das Bedürfnis nach verschiedenartigen Sensationen, nach wechselnden, mannigfachen Eindrücken. Dieses geringere Bedürfnis, das individuelle Bewußtsein durch verschiedenartige und wechselnde Sensationen zu erregen, zeitigt jene Apathie, welche der Verfasser als ein charakteristisches Merkmal der germanischen Rasse erachtet. Sie steht ihrerseits in einem innigen ursächlichen Zusammenhang mit dem schwächeren Geschlechtstrieb der germanischen Völker. „Im Innersten des Organismus vollzieht sich ununterbrochen ein Prozeß geschlechtlicher Erregung, welcher von der inneren Thätigkeit der Zeugungsorgane ausgelöst wird und den Geist beeinflusst. Je nachdem der Prozeß stetiger Erregung sich schneller oder langsamer vollzieht, ist das Wesen eines Menschen sinnlicher oder feuchser.“ Die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Temperaments jedes Einzelnen erachtet Ferrero zum großen Theile als eine Folge des stärkeren oder schwächeren Geschlechtstrieb's. „Der Mensch, bei welchem die Sinnesreize stärker sind, ist lebhafter und einer Reihe von Erregungen unterworfen, welche ihm das Aufgehen in einer mechanischen Arbeit erschweren. Derjenige dagegen, bei dem die Sinnesreize sich weniger scharf äußern, besitzt einen wesentlich ruhigeren Charakter, strebt weniger nach wechselnden Empfindungen und Eindrücken, ist apathischer und findet sich deshalb leichter mit der endlosen Eintönigkeit der mechanischen Arbeit ab. . . . Wenn diese Unterschiede unwahrnehmbar bei der Arbeitsleistung zweier Individuen sind, von denen das eine mehr, das andere weniger sinnlich ist, so können sie sich doch zu enormen auswaschen in der Summe der Arbeitsleistungen zweier Völker, von denen das eine mehr, das andere weniger sinnlich ist, d. h. in der Summe der Arbeitsleistungen von Millionen von Menschen. Sie können dann so riesige werden, daß sie die soziale Ueberlegenheit der geschlechtlich kälteren Nation unter einer Produktionsweise bedingen, welche vor allem ein mechanisches Arbeiten erfordert.“ England und Deutschland mußten den industriellen Kapitalismus entwickeln. Die romanischen Völker dagegen sind kraft ihres stärkeren Geschlechtstrieb's überlegen auf dem Gebiete der Künfte und Handwerke, wo sich vor

allem die Geschicklichkeit der Hand, die Lebhaftigkeit und Originalität des Geistes bethätigen müssen, wo die Eigenart der Person sich zu offenbaren vermag. Die aus dem genialen, sinnlichen, lebhaften und genussfreudigen Wesen der romanischen Rasse geborene soziale Form ist der Zäsarismus, der sich auf den Ackerbau und den Militarismus stützt. Wohl entwickelt sich die kapitalistische Großindustrie auch bei lateinischen Nationen. Aber nur als importirte Nachahmung, „weil den sozialen Formen eine ansteckende Kraft und die Tendenz innewohnt, sich auszubreiten und in den verschiedenen Ländern auszugleichen“. Ferrero führt als Beweis für den ursächlichen Zusammenhang zwischen Lebhaftigkeit, Bethätigungsbedürfniß und Geschlechtstrieb das ununterbrochene Singen und Fliegen der Vögel in der Brunnzeit an. Zur Illustration des Zusammenhangs zwischen der Stärke des Geschlechtstriebes und der Fähigkeit zu mechanischer Arbeit verweist er darauf, daß nur weibliche oder kastrierte Hausthiere von den Menschen zu bestimmter, andauernder, gleichmäßiger Arbeit verwendet werden können. Die als „Weibchen“ geschlechtlich kältere Frau war die erste Arbeiterin, die erste regelmäßige Produzentin. Der Unterschied in der wirtschaftlichen Entwicklung von England und Deutschland einerseits, Frankreich und Italien andererseits, von Nord- und Südamerika soll ebenfalls die Richtigkeit von Ferreros These beweisen. Seine Ausführungen erscheinen uns mehr als eine geistreich schillernde, aber ganz einseitige und höchst oberflächliche Plauderei, denn als ernst zu nehmende wissenschaftliche Beweisführung. E. Negro und die Redaktion der „Critica sociale“ wenden sich in der folgenden Nummer der Zeitschrift gegen seine Auffassung. Der Artikel: „La colpa è proprio dell' amore?“ („Ist wirklich die Liebe schuld daran?“) verweist im Anschluß an Zitate aus dem „Kapital“ und dem „Glend der Philosophie“ auf eine Reihe von geschichtlichen Umständen, welche in ursächlichem Zusammenhang mit dem Aufkommen und Entfalten der Großindustrie in England stehen. Ferreros Theorie erinnert nach diesem Artikel „an den legendären Streit, der sich durch das Mittelalter über die Farbe der Federn eines gewissen tropischen Vogels zog . . . der, wie sich schließlich herausstellte, nie existirt hatte. Der Vogel könnte in dem vorliegenden Falle wohl die ‚geschlechtliche Kälte‘ der Angelsachsen sein, welche — wenn man gewissen Statistiken glauben darf — gegenwärtig nicht weniger hypothetisch ist als die Fähigkeit, ohne Beschwer und Bedauern Empfinden und Denken zu unterdrücken, Eigenschaften, welche Ferrero dem deutschen Volke zuschreibt, welches das meist denkende aller modernen Völker ist.“

Bemerkenswerth ist die kritisch-überlegene Haltung der „Critica sociale“ gegenüber der byzantinischen Bewegung, welche innerhalb der italienischen sozialistischen Bewegung starke Wellen schlug und zum Theile noch schlägt. Im Augenblick des Wahlkampfes verließen Duzende von Parteigenossen, darunter manche der vorzüglichsten agitatorischen Kräfte, Italien, um für die Freiheit Kretas, seine Angliederung an Griechenland und später im griechisch-türkischen Kriege zu kämpfen. In dem und jenem Orte ließen aus den Reihen der Sozialisten mehr Mittel für den „Kretafonds“ als für den Wahlfonds ein. Die Hellenenschwärmer begründeten ihr Handeln mit dem Hinweis auf die Verpflichtung, welche die demokratischen Grundsätze den Sozialisten gegenüber dem Klingen für nationale Freiheit auferlegen. Sie schrieben „der Poesie des Kampfes für die Unabhängigkeit und Einheit eines Volkes eine stärkere werbende Kraft zu Gunsten des Sozialismus zu, als den besten Wahlreden und den trefflichsten Agitatoren der Partei“. Dem trat die „Critica sociale“ entgegen. Die Artikel: „La insurrezione in Candia e di socialisti“ von A.-K. (Nr. 5) und „Il partito socialista e la politica italiana in Oriente“ von Dr. Romeo Soldi und „Un Gregario“ (Nr. 6) enthalten eine scharfe Ablehnung der charakterisirten Strömung. Wohl erkennen sie die Berechtigung der Bestrebungen nach nationaler Unabhängigkeit und Einheit an. Wohl betonen sie, daß die Sozialisten denselben sympathisch gegenüberstehen, daß sie ihren Einfluß auf die Regierungen im Interesse der für nationale Freiheit ringenden Völker betheiligen müssen. Aber, so lauten die weiteren Schlußfolgerungen, nicht alle derartigen Bestrebungen sind an der gleichen Stelle zu messen. Und sie erinnern an die vielen und schweren Auf-

Aufgaben, welche die italienischen Sozialisten in der Heimath für die Befreiung des Proletariats zu erfüllen haben.

In Nr. 7 zieht die „Critica sociale“ das Fazit des jüngsten Wahlkampfes und der dabei erfochtenen sozialistischen Siege („Quei che uscì dalle urne“ — „Was aus den Urnen hervorging“ von A.-K. und „Il computo dei voti socialisti distributi per regioni“ — „Gesamtzahl der sozialistischen Stimmen, nach Regionen vertheilt“, von Boi). Die betreffenden Ausführungen erscheinen uns als ein sehr wertvoller Beitrag für die richtige Einschätzung der sozialistischen Bewegung in Italien und der von ihr kürzlich errungenen Erfolge. Nach A.-K. bedeutet der Ausfall der Wahlen drei kräftige Ohrfeigen ins Gesicht der parlamentarischen Korruption, der politischen Tyrannei und der mit dem Militarismus verbündeten Dynastie. Crispi, die Afrikapolitik und das geplante Pluralwahlsystem gehen als Unterlegene aus dem Wahlkampf hervor. Aber abgesehen von den 15 Sozialisten und einer kleinen Gruppe ehrlicher, zuverlässiger Republikaner und Demokraten haben sich die wenigsten der gewählten Abgeordneten auf ein bestimmtes, klipp und klar umschriebenes Programm verpflichtet. An seiner Stelle standen nichtsagende Schlagwörter, wie „das Wohl der Nation“, „das Interesse des Wahlkreises“ u. d. Deshalb sind Ueberraschungen jeder Art wahrscheinlich, und der moralische Sieg von heute kann morgen sich in die materielle Niederlage verwandeln. Was den Ausgang der Wahlen für die Sozialisten anbelangt, so äußert A.-K. sich darüber wie folgt: „Der in Italien auftretende Sozialismus entsproßt aus den allgemeinen Ursachen, welche ihn überall zeitigen, wo der Kapitalismus herrscht und sich entwickelt; er entsproßt aber auch aus bestimmten besonderen Ursachen, deren Einfluß sich in den verschiedenen Landestheilen mehr oder minder fühlbar macht. Gewiß wird der Tag kommen, wo wir in unserem Vormarsch nur noch von Gewalt, Unwissenheit und Korruption gehindert werden, und wo die Schaaren unserer Anhänger sich rasch verhunderten und der Lawine gleichen, die im Absturz wächst und jeden Widerstand zermalmt. Aber in Italien sind wir von diesem Tage noch weit entfernt, und nichts fürchten wir mehr, als einen zu raschen Fortschritt, bei dem der Schein das Wesen übertrifft. . . Wir fürchten die hieraus erwachsenden Täuschungen und Rückschläge, welche unseren Weg nicht abkürzen würden. Deshalb erklären wir auch, daß uns alles in allem der Ausfall der Stichwahlen durchaus nicht bekümmert. Abgesehen von einem einzigen Falle, hätten wir nur zwei zweifelhafte und vorzeitige Siege erringen können. Ebenso wenig überrascht uns der scheinbare Rückgang der Bewegung in Sizilien und ihr langsamer Fortschritt im südlichen Italien, Thatfachen, welche die materialistische Geschichtsauffassung bestätigen, zu der wir uns in unseren Schriften bekennen, die wir aber sehr oft im wirklichen Leben vergessen. Auch der große Schritt, den die Bewegung in Piemont nach vorwärts gemacht hat, erklärt sich aus lokalen Ursachen, an erster Stelle aus dem Umstand, daß es in jener Gegend bis jetzt keine lebendige und lebenskräftige demokratische Partei giebt. Die Unzufriedenheit und die politische Enttäuschung finden kein anderes Bett, in das sie münden könnten, als das sozialistische Glückchen. . . Wir müssen darauf hinwirken, daß bald und überall die instruktive Empörung sich zum klaren sozialistischen Bewußtsein entwickelt, mit ihm nur eins ausmacht. Noch ist die Vereinigung von beiden nicht überall Wirklichkeit, trotz der vorgeblich streng reinen Taktik, welche in die That umgesetzt hier und da uns scandalisirt, obgleich unser Gewissen im Punkte der Taktik für weit erachtet wird. Wäre diese Vereinigung vollzogen, so hätten die 135 000 für sozialistische Kandidaten abgegebenen Stimmen einen anderen und weit größeren Werth. Heute bedeuten sie im Wesentlichen nur, daß der Boden und das Klima der sozialistischen Bewegung wunderbar günstig sind und daß es sich vor allem darum handelt, zu arbeiten.“ Im Anschluß an die von der „Lotta di classe“ veröffentlichten und ziemlich genauen Ziffern stellt die „Critica sociale“ folgende Daten zusammen, welche das Wachsthum der sozialistischen Stimmen zeigen. Im ersten Wahlgang wurden 1897 für die sozialistischen Kandidaten 131 719 Stimmen abgegeben (in Wirklichkeit etwas mehr, da zur Zeit der Zusammenstellung noch die genauen Angaben über den Ausfall der

Wahlen in 64 Wahlkreisen fehlten, so daß die Zahl der sozialistischen Stimmen rund auf 135 000 geschätzt werden darf). Von den 287 Kandidaten, welche die Sozialisten aufstellten, waren nur vier Protestkandidaturen. 1895 befanden sich unter den 173 Kandidaten der Sozialisten 68 politisch Beurtheilte. Die 131 719 auf die Sozialisten gefallenen Stimmen vertheilen sich, wie aus untenstehender Tabelle ersichtlich:

Oberitalien, die Marken und Umbrien inbegriffen.

Bevölkerung: 17 683 509.

Provinz	1895		1897		Zunahme
	Kandidaten	Stimmen	Kandidaten	Stimmen	
Piemont . . .	25	9869	47	29217	19348
Ligurien . . .	10	3930	10	6552	2622
Lombardien . . .	38	21882	47	28467	6585
Venedig . . .	15	5349	29	11613	6264
Emilia . . .	10	9100	15	12794	3694
Romagna . . .	9	9034	19	11768	2734
Marken . . .	5	842	12	4158	3316
Toskana . . .	22	8685	37	10850	2165
Umbrien . . .	3	572	10	3690	3118
	137	69263	226	119109	49846

Unteritalien von Latium an und die Inseln inbegriffen.

Bevölkerung: 13 606 552.

Provinz	1895		1897		Zunahme (+) bzw. Abnahme (-)
	Kandidaten	Stimmen	Kandidaten	Stimmen	
Latium . . .	7	1301	7	2433	+1132
Campanien . . .	3	1373	5	2320	+ 947
Abruzzen . . .	2	unter 50	4	1169	ca. +1120
Apulien . . .	4	427	14	2266	+1839
Basilikata . . .	—	—	—	—	—
Calabrien . . .	2	unter 50	10	2571	ca. +2530
Sizilien . . .	17	5249	10	1454	-3795
Sardinien . . .	1	unter 50	11	397	ca. + 350
	36	8350	61	12610	+4123

Der Stimmenzuwachs stellt sich also für die Sozialisten auf 53 969 — die eventuellen Stimmen in den 64 Wahlkreisen nicht mitgerechnet. Zieht man in Betracht, daß ein ansehnlicher Theil der 1895 für die Sozialisten abgegebenen Stimmen auf Protestkandidaten fiel, keineswegs den Sozialisten galt, sondern den politischen Märtyrern, so darf die Zunahme der sozialistischen Stimmen wohl auf 70 000 veranschlagt werden. Aus den obigen Tabellen erhellt, daß der Zuwachs sich im Allgemeinen der industriellen Entwicklung entsprechend auf die verschiedenen Provinzen vertheilt.

## Notizen.

Zur Entwicklung der Bierbrauerei im Deutschen Reiche. Von der Tendenz der kapitalistischen Entwicklung, welche in der zunehmenden Konzentration der Betriebe, in der Verdrängung der handwerksmäßigen Kleinbetriebe durch die fabrikmäßige Großproduktion, ihren charakteristischen Ausdruck findet, geben die Umwälzungen im Brauereigewerbe ein getreues Spiegelbild. Die Zahl der im Betrieb gewesenen Bierbrauereien des deutschen Brausteuergebiets ist im Verlauf der beiden Jahrzehnte 1875 bis 1895 stetig, und zwar von 12701 auf 8029, zurückgegangen. Die Menge des gebrauten Bieres ist dagegen von 21358 000 Hektoliter im Jahre 1875 auf 33974 000 Hektoliter im Jahre 1894/95 gestiegen. Einer Abnahme von 36,78 Prozent in der Zahl der Betriebe steht in dem genannten zwanzigjährigen Zeitraum also eine Zunahme von 59,07 Prozent in der Menge des

produzierten Bieres gegenüber, womit sich das auf den einzelnen Betrieb entfallende Durchschnittsquantum der Jahresproduktion von 1681,7 Hektoliter auf 4231,4 Hektoliter erhöht hat. Daß es die kleinen und mittleren Betriebe sind, welche die Gesamtkosten der oben gekennzeichneten Entwicklung zu bestreiten haben, geht aus folgender Zusammenstellung hervor. Von den im Betrieb gewesenen Brauereien haben an Brausteuer entrichtet:

Im Etatsjahr	bis 15 Mark	Ueber 15 bis 60 Mark	Ueber 60 bis 300 Mark	Ueber 300 bis 600 Mark	Ueber 600 bis 1500 Mark	Ueber 1500 bis 6000 Mark	Ueber 6000 bis 15000 Mark	Ueber 15000 Mark
1875 . . . . .	2577	1401	2955	1581	1954	1665	371	197
1880/81 . . . . .	2289	1114	2641	1507	1872	1582	373	186
1885/86 . . . . .	1853	918	2136	1352	1794	1648	424	238
1890/91 . . . . .	1211	732	1788	1177	1606	1596	480	379
1894/95 . . . . .	1176	586	1515	1021	1357	1453	535	388
Abnahme } absolut	-1401	- 815	-1440	- 560	- 597	- 212	+ 164	+ 191
bez. Zunahme } in %	-54,37	-58,17	-48,73	-35,42	-30,55	-12,73	+44,21	+96,95

Darnach ist die Gesamtzahl der bis 6000 Mark an Brausteuer entrichtenden Bierbrauereien des deutschen Brausteuergebiets, also der kleinen und mittleren Betriebe, zwischen den Jahren 1875 und 1895 von 12133 auf 7108, also um 5025 oder 41,42 Prozent zurückgegangen, während diejenige der großen und größten Betriebe in demselben Zeitraum von 568 auf 923, mithin um 355 oder 62,50 Prozent gestiegen ist.

Oscar Geck.

**Zur Charakterisirung der Salzsteuer.** Daß die Salzsteuer namentlich die armen Leute belastet, ist allseitig bekannt. Wohl ebenso bekannt ist, daß in Deutschland die höchste Salzsteuer erhoben wird. Während in den meisten anderen Staaten, wie England, Rußland, Belgien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Portugal, Spanien u., gar keine Salzsteuer erhoben wird, erhebt Frankreich im Ganzen etwa 8,7 Millionen Mark, Oesterreich circa 35 Millionen Mark, Deutschland dagegen 45,7 Millionen Mark. Dagegen sind die Produktionsverhältnisse nirgends so günstig, als in Deutschland. Die Herstellungskosten für 100 Kilogramm Siedesalz betragen in Schönebeck noch nicht 50 Pfennig, also für zwei Pfund noch nicht einen halben Pfennig; aber die Steuer macht pro 100 Kilogramm 12, resp. 12,80 Mark. Weniger bekannt ist es, daß diese Steuer geradezu einen nach unten progressiv steigenden Charakter hat, d. h. daß Jemand um so mehr Salzsteuer zahlen muß, je ärmer er ist, und zwar nicht nur relativ, sondern absolut. Wenn man eine Steuerform ausdenken wollte, zu der scheinbar alle Klassen der Bevölkerung gleichmäßig, in Wirklichkeit aber die Vermögenden am meisten beitragen sollen, man könnte keine bessere als die Salzsteuer ausdenken. Denn gerade jene Nahrungsmittel, welche am meisten von den ärmeren Klassen genossen werden, erfordern zu ihrer Verdaunung das meiste Salz. Das Hauptnahrungsmittel der Armen ist die Kartoffel, und kein Nahrungsmittel erfordert, wie Professor v. Bunge in Basel evident gezeigt hat, einen so großen Zusatz von Salz, wie die Kartoffel. Hülsenfrüchte, Brot, Reis erfordern alle zu ihrer Verdaunung weit weniger Salz wie die Kartoffel, und gar die Luxus Speisen der Reichen sind wohl mit allen möglichen Gewürzen und Aromen versetzt, Salz enthalten sie aber am wenigsten. Während durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung ein Konsum von 7,8 Kilogramm Speisesalz pro Jahr kommt, kann man sagen, daß die Vermögenden wohl doppelt so viel, die Reichsten aber noch lange nicht halb so viel davon konsumieren. Auf den Kopf der Reichen fallen also im Jahre etwa 48 Pfennig Salzsteuer, auf den Kopf der Vermögenden dagegen etwa 1,80 Mark. Das nennt man eine gerechte Steuer!

H. V.

## ...❖❖❖ Feuilleton. ❖❖❖...

### Die Brillanten des Kardinals.

Erzählung von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

Eine Weile hörte man nichts als Annas Weinen und die dröhnenden Schritte, mit denen Franz die Stube durchmaß. So oft er an ihr vorüberkam, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick auf diese hingegoffene Gestalt zu werfen, die so durchbebt und erschüttert war, so böllig fassungslos ihrem Schmerze sich hingab. Und immer länger blieben seine Blicke an ihr haften, mit einem immer weicheren Ausdruck.

Und jetzt hatte er sich mit einem Male auf den Bettrand gesetzt, gerade auf die schönste Stickerie, und beugte sich über sie hin.

Sie grub ihren Kopf noch tiefer in die Kissen, stöhnend, unter ihrem immensen Schuldgefühl.

Er richtete sie auf und sie ließ es geschehen.

Einzeln unzusammenhängende Laute fielen von beiden Seiten, sie sagten nichts und doch alles, und plötzlich hatte sie ihn um den Hals genommen und noch in dem vollen Ungestüm ihres flehenden Schmerzes küßte sie ihn auf die Lippen. Und diese Art, seine Verzeihung zu erlangen, schien die richtige zu sein. Er verhielt sich wenigstens nicht ablehnend dagegen.

Und ihre Küsse wurden länger und länger und süßer und süßer, und wenn sie sich auch weiter keine Erklärungen gaben, war es ihnen doch auf das Deutlichste klar geworden, daß sie einander werth waren und sich über alles lieb hatten.

\* \* \*

Am nächsten Morgen lag die Sonne wieder in einem schrägen Strahl im Fenster und beschien den Millionenhaufen, den das junge Paar in dieser Nacht gemeinsam gehütet hatte.

In dem klaren Lichte funkelten die Brillanten in allen Farben des Regenbogens. Eine kleine Wase stand daneben, in der die weißen Nelken von gestern durch eine rothe verdrängt worden waren, die zwar etwas zerzaust aussah, aber nur um so aromatischer duftete.

Anna brachte eine alte Handtasche herbei, um den Schmuck hineinzupacken.

Es war wirklich Zeit, ihn fortzubringen und abzuliefern. Aber die Beiden kamen nicht vorwärts. Sie mußten sich immer wieder ansehen und hatten dabei so viel Wichtiges, Unaufschiebbares zu besprechen.

Es war entschieden, sobald sie eine Wohnung hatten, wollten sie zusammenziehen und heirathen. Anna machte keine Schwierigkeiten mehr, im Gegentheil, sie war von einem Optimismus, der ihn beschämte.

Sie fand, es wäre alles so gut wie fertig.

Die selige Mäthin hatte ihr ein vollständiges Bett vermacht. Er mußte anschauen und greifen, wie fein die Federn und wie fest die Kissen gestopft waren, daraus konnte man leichtlich zwei Betten machen, und da mußte sie ihm auch gleich die Polsterensätze zeigen, die sie sich gehäkelt hatte, und auch das Tischtuch für sechs Personen mußte er ansehen. Es war gestickt und die Servietten dergleichen. Ach, was würden sie für ein reizendes kleines Heim haben und wie glücklich würden sie sein.

Wie sie sich jetzt sehnte, von hier fortzukommen, sie konnte es gar nicht erwarten, Frau Kunze zu heißen.

Für ein solches Geständniß mußte er sie natürlich gehörig abbuffeln.

Daß es so etwas von einem Frauenzimmer gäbe, hatte er überhaupt nicht gewußt. So was Liebes, so was Gescheidtes — es grenzte ans Wunderbare!

Seitdem er ihr von dem letzten Strike erzählt hatte, den die Genossen durch einmütiges, festes Zusammenhalten gewonnen, und damit eine, wenn auch nur mäßige Lohnerhöhung durchgesetzt hatten, seitdem waren der Mauerl über die Bestrebungen der Sozialdemokratie vollständig die Augen aufgegangen.

Und was er nun weiter darüber vorbrachte, fand ihre vollste Theilnahme und Anerkennung.

„Aber ja — das möcht' ich ja auch“, rief sie zustimmend dazwischen. „So thät sich's g'hören — auch die Arbeiter wollen ein anständig's Leben führen, damit's doch der Müh' werth ist, daß man auf der Welt ist.“ Und in aufstachelnder Energie fuhr sie fort: „Ihr dürft's Euch nur nicht einschüchtern lassen, fest müßt's Ihr z'sammenhalten. . . . Nur nicht nachgeben, Ihr seid's die Stärkeren! Mein Gott, ich weiß ja, wie die Herrenleut' uns brauchen — elendiglich mühten's zu Grunde gehen, weil sie sich nichts selbst machen können, weil sie ja viel zu ungeschickt und patzschet dafür sind.“

Franz lachte triumphirend.

Sie hatte sogar schon Begriffe von Organisation und Solidariät, man sollte es nicht glauben, und da mußte er ihr schnell noch die tröstliche Versicherung geben, daß sie, wenn sie einen Sozialdemokraten nehme, als weibliches Wesen absolut nichts riskire, denn diese seien es ja, die die Frau als eine Gleichberechtigte anschauen und sie von jeder Unterdrückung und Tyrannei mit Befreiung wollten.

Die Frauen mühten daher, wenn sie vernünftig wären, fest zu ihnen halten, aber leider g'hörten die Weiber immer noch zu denjenigen, die sich auf den Herrn Pfarrer verlassen und die Unterdrückung und Ausbeutung der Armen als eine göttliche Weltordnung anschauen.

Aber da wandte sich Anna mit einem Ruck nach ihm um und lächelte über die Schultern so nach ihm hin, daß beide Reihen ihrer weißen Zähne zwischen den Lippen hervorblickten.

„Glaubst, geh — für ein so frommes, demüthiges Schaserl darfst Du mich doch nicht halten. Freilich, wenn man, wie ich, als ein blutjunges Ding allein in die Welt g'schickt wird, von der man gar nichts weiß, da ist man so hilflos, so demüthig und weich, daß man Jeden um Verzeihung bitten möcht', daß man überhaupt auf der Welt ist. Aber man d'ersangt sich schon nach und nach, und wenn man einmal was kann und was is und nach und nach dazu kommt, die Leut', auch die frommen, ein bisserl näher anzuschauen, dann wird man schon fester und borstiger.“

„Das ist das einzig Richtige, und Du wirfst also mit uns halten.“

„Aber schon wie.“

„Wirfst mit uns gehen, mit uns streiten?“

„Streiten werd' ich schon, drauf kannst Dich verlassen.“

Es war 10 Uhr geworden, als sie endlich die Stuis in die alte Handtasche gepackt hatten und gemeinsam das Haus verließen.

Im Parterre putzte ein Dienstmädchen die Kleider. Anna vermied es, sie anzusehen und suchte an ihr vorbeizukommen. Aber diese merkte die Absicht und trat ihr entgegen.

„Gehst Du vielleicht auf Reisen?“ fragte sie mit einem verschmitzten Lächeln und tippte fest mit dem spanischen Rohr auf die Tasche hin.

„Nein!“ rief Anna in einem halb erstickten Tone, wurde glühend roth und eilte zum Hause hinaus. In den angrenzenden Straßen begegnete sie einigen

Kolleginnen, die eben vom Markte kamen. Auch die Mädchen hefteten neugierige Blicke auf sie, die ihre Tasche krampfhaft gegen die Brust drückte, und auf den jungen Mann, der knapp an ihrer Seite ging und so heiter drein schaute.

Anna wurde immer röther und sah furchtbar erregt aus.

„Die glauben wirklich, ich trag' was weg oder geh' mit Dir durch“, stammelte sie, athemlos vom raschen Gehen, „wenn Du die Tasche nehmen möchtest, es wäre vielleicht weniger auffallend.“

„Du kannst recht haben, gib her.“

„Jetzt nicht, es kommen schon wieder Leute, die uns anschauen, dort beim Brunnen.“

Bei dem großen Brunnenbassin machte sie halt, und nachdem sie sich vorsichtig umhergeblickt, nach rechts und links, ob niemand Verdächtiger in der Nähe sei, übergab sie ihm die Tasche.

„Gieb nur recht acht“, flüsterte sie und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Es fehlte nicht viel, so hätte sie einen Schrei ausgestoßen, denn gerade hinter der Brunnenfigur tauchte der Kopf eines Wachmannes auf. „Komm, komm“, rief sie nervös und faßte den Liebsten am Arme.

Rasch gingen sie vorwärts, aber es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte sich umschauen.

„Mir scheint, der Wachmann geht uns nach“, flüsterte sie.

„Da hast Du ja die gewünschte Bedeckung“, lachte Franz.

„Ich bitt' Dich, lach' nicht“, bat sie, „das ist so auffallend.“

Sie wußte nicht, wie auffallend sie selbst in ihrem Benehmen war und selbst in ihrem Aussehen. Hatte sie doch in ihrer Erregung so oft nach dem Kopfe gegriffen, um ihren Shawl zurechtzuschieben, daß er nur völlig schief saß und ihr blondes Haar wirr und zausig darunter hervorflatterte.

Als sie jetzt in das Gewühl der Ringstraße kamen, wurde sie inmier nervöser.

„Hast sie noch?“ fragte sie alle zwanzig Schritte ihren Geliebten.

„Ja.“

„Du, das Schloß geht leicht auf — ich bitt' Dich, greif — ist's noch zu, das Schloß?“

„Ja.“

„Halt' sie nur fest, die Tasche, daß sie Dir Niemand aus der Hand reißt.“

„Beruhige Dich, Anna.“

„Ach Gott, ich wollt', wir hätten die Sachen schon abgeliefert, so was thu' ich mir nimmermehr an.“

Sie waren in der Kläntnerstraße.

Einige Minuten später hatte unser Paar das Palais der Kunziatur glücklich erreicht.

Das rückwärtige Thor, das gewöhnlich geschlossen war, stand offen.

„Sollen wir nicht gleich da herein gehen?“ fragte Franz.

„Freilich, warum sollen wir erst um die Ecke laufen.“

„Weißt Du, wo die Kanzleien sich befinden?“

„Rechts vom Hof, hat der Herr g'sagt, die müßten also auf der Seite sein. Aber jetzt gib mir wieder die Tasche her.“

„Da hast Du sie.“

Sie befanden sich unter dem Thorweg, vor hohen Glasthüren, die das Vestibule abschlossen. Sie öffneten und traten ein.

Gar großherrlich breitete sich das mächtige Stiegenhaus vor ihnen aus.

Das Geräusch der Straße drang nicht hierher; es herrschte eine lautlose Stille und ihre eigenen Schritte waren auf dem dicken Teppich unhörbar.

Ein hochaufragender Bronzekandelaber, der von einer Caryatide aus weißem Marmor getragen war, stand dicht an der herrlichen Treppe, die so breite und niedere Stufen hatte, daß man sie hätte hinaufreiten können. Ein graugrüner Teppich war darüber gelegt, und das hereinfallende Oberlicht, das durch mattes Glas etwas gedämpft war, warf silberne Lichter darauf, daß er sammtartig glänzte. Es war beängstigend nobel hier.

Endlich hatten die spähenden Augen der jungen Leute im seitlichen Dunkel eine große Thüre entdeckt, mit einem Wappen darüber, aber sie war verschlossen.

„Vielleicht ist die Kanzlei im ersten Stock“, meinte Anna.

Sie stiegen aufwärts.

Am ersten Treppenabsatz fiel ihnen ein Arrangement von erotischen Pflanzen in die Augen, da machte Franz kopfschüttelnd Halt.

„Hier können unmöglich Geschäftsräume sein, wir wollen doch lieber hinuntergehen und uns erkundigen.“

Sie wandten sich und begannen wieder abwärts zu steigen.

Da ging die Glasthüre und gleich darauf ließ sich von unten her eine barsche Stimme vernehmen.

„Heda, was haben Sie hier zu suchen?“

„Wir suchen die Kanzlei?“

„Da giebt's keine Kanzlei, wollen Sie sofort herunter kommen?“

„Das thun wir ohnehin.“

Aber der Mann, der einen schwarzen Dienstroch mit rothem Kragen trug, kam ihnen entgegen und musterte sie scharf.

Als er bemerkte, daß die Weiden den unteren Ständen angehörten, wurde er grob.

Franz verwies ihm diesen Ton mit großer Kaltblütigkeit. Anna aber zupfte ihn am Rock und flüsterte: „Geh', red' gar nix mit ihm, schauen wir lieber, daß wir weiter kommen.“

Fester drückte sie die Tasche an ihre Brust und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Schwarzrocks darauf.

„Was haben Sie denn da?“ fragte er inquisitorisch und griff nach der Tasche.

Sie hatte eine heftige Geberde der Abwehr, Franz aber sagte ruhig:

„Eben dasselbe, daß wir in der Kanzlei abzugeben haben.“

„Wenn Sie etwas dort abzugeben hatten, warum sind Sie denn nicht dahin gegangen?“

„Weil wir fehlgegangen sind.“

„Das sind Ausflüchte, glauben Sie, daß Sie mir so entkommen?“

„Bitte, Sie können uns dahin begleiten, es wird uns sehr angenehm sein.“

„Gaha, damit Ihr mir unterwegs entwischt!“

„Wofür halten Sie uns?“ rief Anna entrüstet, „Sie glauben doch nicht, daß wir etwas gestohlen haben?“

„Ich glaube gar nichts, aber ich muß wissen, was Sie darin verbergen.“

Die Szene hatte bereits Zeugen, die durch die Glasthüre hereinschaute.

Diese wurde nun geräuschlos geöffnet und einige Lakaien, gefolgt von dem Hausdiener, der noch den Besen in der Hand hatte, mit dem er eben den Hof gefehrt, traten ein.

(Schluß folgt.)

### B r i e f k a n n u.

K., Berlin. Dr. G. Becker's ist von der Liste unserer Mitarbeiter gestrichen.